W. Fröhlich.
Buchhandlung
&
Leihbibliothek
Bielitz, Börsenplatz 5.

3173.

Pêle-mêle

von

Julius Hundsing.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

BUCH-, KUNST- & MUSIKALIEN-HANDLUNG
W. FRÖHLICH
BILLITZ.
& LEIHBIBLIOTHEK.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow.
1867.

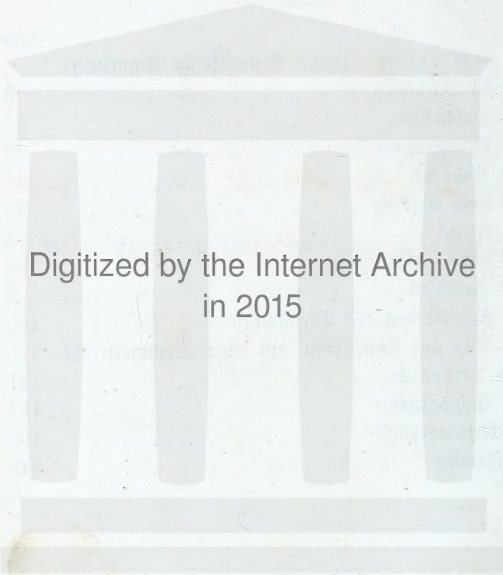
Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.

RBR
Jante
#1395
Bd. 2

Inhalt.

Seite

1) Aus dem Leben. Zwölf humoristische Figurinen:
Allerlei Passionen 3
Der Hofmeister 21
Die Gouvernante 29
Der Student 41
Die letzte Gallerie 62
Die Arena 71
Der letzte Faschingstag 84
Ein Hausball 95
Ein Kapitel von den Dienstboten 109
Ein Tag aus dem Leben auf einer Sommerfrische 126
Eine Landpartie 141
Der Schwarzseher 154
2) Eine Metamorphose 165
3) Eine Familie 245



Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/plemle21gund

Aus dem Leben.

Zwölf humoristische Figurinen.

Allerlei Passionen.

Jüngst goß es in Strömen und ich sah mich genöthigt, meine Zuflucht zu ungewohnter Stunde zu einem Kaffeehause zu nehmen. Die Tasse Kaffee und eine Partie Zeitungen waren rasch consumirt und ich machte mich auf eine recht langweilige „Sitzung" gefaßt, da der Regen mit einer wahren Berserkerwuth die Fenster peitschte und man nicht daran denken konnte, die Rauchhöhle zu verlassen. Ich ergab mich in mein Schicksal, schlug in heroischer Resignation die Füße übereinander und beschloß, die Ereignisse an mich herankommen zu lassen. Ich bin doch neugierig, dachte ich, wer den Platz mir gerade gegenüber, der schon eine geraume Weile leer stand, einnehmen wird — in der Noth frißt der Teufel Fliegen, es müßte also mit ganz ungewöhnlichen Dingen zugehen, wenn mir meine nächste Umgebung nicht einiges

Rohmaterial für meine Unterhaltung zuführen sollte.

Ich hatte den Gedanken kaum ausgedacht, als ein dickes Männchen, mit einer Glatze ausgestattet, dahergetrippelt kam und sich mir gegenüber aufpflanzte.

Der Ankömmling schnaufte und pustete in allen Tonarten, wischte sich den Schweiß von Stirn und Nase und verlangte ungestüm Eis. Dabei begann er, das Wort an einige Herren, die etwas seitwärts saßen und die er zu kennen schien, richtend:

„Sie können gar nicht glauben, meine Herren, wie wohl solch' ein Dampfbad thut! Man kommt ganz verjüngt heraus. Seit ich Dampfbäder nehme, bin ich noch einmal so rüstig und gesund, wie früher. Wer nicht allwöchentlich seine zwei Dampfbäder nimmt, der weiß gar nicht, wie angenehm man sich das Leben machen kann!"

„Ich glaube, Sie forciren die Sache zu sehr!" warf einer jener Herren, an welche der Dampfbadfanatiker das Wort gerichtet hatte, ein. „Sie erinnern mich fast an jene Männer aus der guten alten Zeit, die nicht leben zu können glaubten,

wenn sie sich nicht monatlich wenigstens einmal zur Ader ließen!“

„Sie sprechen wie der Blinde von den Farben!“ sagte der Dampfbadschwärmer, mit souveräner Verachtung auf den Zweifler niederblickend. „Sie haben noch nie ein Dampfbad genommen! Sie sind also gar nicht in der Lage, zu beurtheilen, welch' ein haut goût darin liegt! Mir ist das erste Dampfbad auch ganz spanisch vorgekommen, als ich aber hundert Bäder hinter mir hatte, war mir eine bis dahin ungeahnte Welt erschlossen. Als ich mein tausendstes Bad nahm, pries ich im Geiste den Mann, der mich trotz meines Widerstrebens das erstemal in die Schwitzstube gezogen hatte!“

„Sie haben also schon ein Dampfbadjubiläum hinter sich! Was Borsig seine tausendste Lokomotive ist, das scheint Ihnen das tausendste Dampfbad zu sein! Ich meinerseits halte es für eine wahre Herkulesarbeit, so zu sagen für das achte Wunder der Welt, tausend Dampfbäder zu überstehen!“

„Ich habe allen Spöttern zum Trotz heute das 1471ste Dampfbad genommen!“ sagte der

Dampfbadfanatiker mit einer Emphase, die einen kleinen Beigeschmack von Heftigkeit hatte. „Ich habe bereits sieben und vierzig Leute in das Dampfbad eingeführt und von Allen, deren ich mich in dieser Richtung angenommen hatte, Dank geerntet. Ich habe manchen Saulus bekehrt, so daß er heute beschämt auf die Polemik zurücksieht, die er einst gegen die Dampfbäder geführt hat. Versuchen Sie es einmal — überlassen Sie sich meiner Führung und kommen Sie mit mir, wenn ich übermorgen mein 1472stes Dampfbad nehme! Ich will Sie in der Dampfstube acclimatisiren, daß Sie sich dort in einem Handumdrehen wohler fühlen sollen, als die böhmischen Auswanderer am Amur! Leiden Sie an Rheuma? Ich nehme es Ihnen ab! Sind Sie nervös? Ich verhelfe Ihnen zu Nerven, die wie Stränge halten sollen! Kommen Sie an meiner Hand in's Dampfbad und ich garantire Ihnen, daß Sie zehn Jahre länger leben werden, als Sie sonst gelebt hätten! Sehen Sie die Russen an! Wo finden sie ältere Leute als in Rußland? Und woher kommt das?"

„Doch nicht von den Dampfbädern?" fiel der Andere dem Fanatiker in's Wort.

„Nur von den Dampfbädern!“ intonirte dieser mit einer wahren Stentorstimme. „Sie mögen noch so ungläubig lächeln — die Russen würden ohne Dampfbäder lange nicht so alt werden — Kellner! zahlen.“

Der Dampfbadfanatiker erhob sich gereizt — er war sichtlich verstimmt darüber, daß es ihm nicht gelungen war, einen neuen Dampfbadproselyten zu werben.

Der Sessel sollte nicht lange leer bleiben. Ein junger Mann von kräftigem Aussehen, der seinen gutgewölbten Brustkorb mit mehr Ostentation zur Schau trug, als eben absolut nöthig gewesen wäre, nahm ihn ein. Auch er schien hier Stammgast zu sein, denn er wurde alsbald von einem Bekannten begrüßt und angeredet.

„Nun, wie sind die Wahlen ausgefallen?“ lautete die Frage.

Der Ankömmling begleitete den Wasserfall der Milch, die er sich eben in seinen schwarzen Kaffee goß, mit einem strahlenden Lächeln und sagte:

„O ich danke — ich kann zufrieden sein — ich bin Schatzwart geworden, wenn ich auch eigentlich um die Stelle eines Sprechwartes kandidirt habe!“

„Ich gratulire und wünsche Ihnen, daß Sie als Schatzwart bald nicht wissen mögen, wo Ihnen der Kopf steht!“

Der Andere lächelte geschmeichelt und bemerkte: „O es geht vortrefflich! Der Verein wird immer größer, ich selbst werbe ihm täglich wenigstens ein neues Mitglied! Ehe vier Wochen vergehen, soll unsere ganze Jugend das Motto: frisch, fromm, frei und fröhlich zu dem ihrigen gemacht haben! Es ist unverzeihlich, daß Sie sich dem Verein gegenüber bisher so passiv verhielten — aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie auch noch mit einem kräftigen „Gut Heil“ als Bruder begrüßen zu können. A propos, am nächsten Sonntag macht meine Riege einen Ausflug nach Georgsgrün — es sind auch viele Damen geladen, wenn ich nicht irre, ist Fräulein Klementine mit ihren Eltern auch mit von der Partie!“

„Fräulein Klementine?“ stammelte der Andere erröthend.

„Ja, ja, Fräulein Klementine!“ wiederholte der Turner mit absichtlicher Betonung. „Ich kann Ihnen noch mehr sagen — in vier Wochen wird die große Vereinsfahne eingeweiht und unter den

Fahnenpathinnen nennt man auch Fräulein Klementine. Wir Turner werden dann gleichsam der Fahne des Fräuleins folgen — sehen Sie, Bester, so etwas lassen Sie sich entgehen! Und nach der Fahnenweihe ist ein Waldausflug projektirt — welcher Genuß wäre es für Sie, das mitzumachen! Denken Sie nur — ein Waldausflug mit ihr — das gibt's nicht alle Tage!"

Der also Bearbeitete war nachdenklich und tiefsinnig geworden. Er schien offenbar mit einem großen Entschlusse zu ringen. Endlich erhob er sich, reichte dem Turner vertraulich die Hand und fragte:

„Könnte ich den sonntägigen Ausflug Ihrer Riege nach Georgsgrün nicht mitmachen? Ich möchte mir doch einmal die Sache ansehen!"

„Ich werde Sie als Gast in Vorschlag bringen und zweifle nicht, daß ich Sie durchbringe!" erwiederte der Turner, seine Genugthuung über den errungenen Vortheil niederkämpfend. Der Mann war ihm gewiß — er sah bereits im Geiste seine Riege durch ihn verstärkt. Er konnte heute, wie weiland Titus nach einer guten That, von sich sagen, daß er nicht umsonst gelebt habe. Nulla

dies sine linea — der Turnverein hatte ein neues Mitglied.

Der, so dasselbe geworben hatte, wollte sich eben behäbig zurücklehnen und eine Cigarre anbrennen, als er in unsanfter Weise seinem dolce far niente entrückt wurde.

Ein nach Dandyart gekleideter junger Mann, der sehr erhitzt aussah, tänzelte daher, warf sich neben dem Turner auf einen Stuhl und rief aus:

„Ich trete aus!"

Der Turner fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, in die Höhe. Die Cigarre entsank seinen Händen, seine Augen kreisten unstät umher, er stammelte:

„Was ist geschehen, daß Sie austreten wollen?"

„Ich habe soeben eine leidenschaftliche Debatte mit Herrn X. gehabt — Sie kennen ja Herrn X. — wenn ich nicht irre, haben Sie ihn selbst in unsere Riege gebracht — ich kann Ihnen das nicht verübeln, aber eben so wenig können Sie es mir verübeln, wenn mir die Formen des Herrn X. nicht unbedingt zu Gesicht stehen. Es ist ohnehin eine schlimme Sache, die man bei den Vereinen mit in den Kauf nehmen muß, daß man Jedermann, der

zufällig auch Vereinsmitglied ist, als seinesgleichen behandeln muß — aber wenn alle Schranken durchbrochen werden sollen, wenn ein Herr von dem Kaliber und der socialen Stellung des Herrn X. den Antrag stellt, auf unserem Turnboden das „Du" einzuführen und sich darauf beruft, daß sich die deutschen Turner aller Orten dutzen, so geht das über das Erträgliche hinaus! Ich wiederhole Ihnen — ich trete aus — ich dutze mich nicht!"

„Es wird sich ja ein Ausweg finden lassen!" beruhigte der Andere. „Das Du ist noch nicht eingeführt — ich glaube kaum, daß die Majorität dafür sein wird! Ich hoffe, daß Sie keinen unüberlegten Schritt begehen und bei uns bleiben werden — schon der Bälle wegen, die wir im Fasching veranstalten wollen! Woher würden wir die Ballausschüsse nehmen, wenn uns Leute Ihres Schlages verlassen wollten? Nein, nein, Sie müssen bleiben — das Du wird sich schon umgehen lassen!"

Der Feind des Dutzens schien unter dem Einflusse einer milderen Anwandlung zu stehen, seit ihm die Fata morgana einer Ballausschußschaft

vorgegaukelt worden. Er war offenbar an seiner schwachen Seite gefaßt und sein Freund, der Turnfanatiker, hatte fortan leichteres Spiel mit ihm. Bald darauf verließen beide das Café.

Die verlassenen Plätze fanden in wenigen Minuten von Neuem willige Nehmer. Ein Mann von herkulischem Körperbau, der einen Anderen, welcher nur sein Schatten zu sein schien, im Schlepptau führte, ließ sich mir gegenüber nieder und wandte sich, nachdem er seinen Kaffee bestellt hatte, mit einer unnachahmlichen Gönnermiene zu seinem mageren Begleiter, der ihn vertrauensvoll ansah.

„Wenn Sie nun gesund werden wollen, wie ich," sagte der Athlet, „so müssen Sie es so machen, wie ich. Jeden Morgen müssen Sie sechs Gläser brühheißen Wassers trinken —"

„Sechs Gläser brühheißen Wassers!" entsetzte sich der Andere und man sah förmlich die Gänsehaut, die ihn bei dieser Ordination überlief.

„Kein Glas mehr oder weniger!" beharrte der Riese unerbittlich. „Und so heiß müssen Sie das Wasser nehmen, als es Ihre Zähne und Ihr Schlund nur vertragen können!"

„Aber das heiße Wasser, in solcher Menge genossen, muß ja Erscheinungen zu Wege bringen, die der Seekrankheit wie ein Ei dem anderen ähnlich sind!“ wagte der Magere schüchtern einzuwenden. „Und ich habe so eine hölliſche Furcht vor der Seekrankheit, daß ich ihretwegen meine projektirte Reiſe nach London aufgegeben habe! Und nun ſoll ich täglich ſechs Glas heißen Waſſers meinem ſchwachen Magen aſſimiliren —“

„Aſſimiliren Sie! Ehe ſechs Wochen vergehen, werden Sie die Wirkungen der ſegensreichen Kur verſpüren — Ihr ſchwacher Magen wird ſich ſo gekräftigt haben, daß Sie werden Steine verdauen können! Ich habe es an mir erfahren!“

Der Magere ſtreifte den Rieſen mit einem eigenthümlichen Blicke, der ungefähr zu ſagen ſchien: ich habe deinen Magen im Verdachte, daß er von jeher unveränderlich gut war und der Kaſteiung durch einige Eimer heißen Waſſers gar nicht bedurfte. Aber er unterließ es, den Blick in's Sprachliche zu verdolmetſchen und begnügte ſich zu ſeufzen.

„Damit Sie aber auch äußerlich auf den Körper einwirken, ſo gebrauchen Sie den Lebenswecker.

Der Lebenswecker thut Wunder — sehen Sie mich an, ich bin der beste Beleg dafür!"

„Aber Sie sehen immer gleich gut aus," warf der Magere ein, „und ich hätte mir nie gedacht, daß Sie einen Lebenswecker brauchten!"

„Wer weiß, ob ich ohne Lebenswecker heute der wäre, der ich bin!" trumpfte der Gewaltige den Zweifler ab. „Ich empfehle Ihnen, sich umgehend die Brochure über den Lebenswecker und diesen selbst kommen zu lassen — ich würde Ihnen einen Lebenswecker borgen, aber ich mache mit ihm noch zeitweise demonstrative Experimente an Freunden, mit denen ich es gut meine und die ich von der Heilkräftigkeit des Lebensweckers überzeugen will. Sehen Sie daher — ich selbst habe mir heute den Lebenswecker applicirt, um einen Bekannten zu überzeugen, daß die Behandlungsart ganz schmerzlos sei!"

Der Lebensweckerfanatiker riß ohne Rücksicht auf die übrige Gesellschaft seine Weste auf, schob das Hemd zur Seite und zeigte dem Mageren eine tätowirte Brust, die mit blutigrothen Pünktchen besäet war. Dabei zog er blitzschnell einen kleinen Apparat aus der Tasche, der mit einem

Dintenzeug, wie solches die Gymnasiasten mit sich umhertragen, um es in die Schulbank einzubohren, frappante Aehnlichkeit hatte. Indem er den Apparat öffnete und fünfzig eiserne Spitzen vor dem Auge des bestürzten Nachbars blitzen ließ, sagte er mit Emphase:

„Das ist der Lebenswecker! Sie legen ihn an eine beliebige Stelle des Körpers, drücken an dieser Feder und sofort bohren sich diese Stahlspitzen leicht in Ihre Haut ein!“

„Das ist ja eine Miniaturauflage der eisernen Jungfrau!“ stöhnte der Andere, von einem geheimen Grauen befallen. „Fünfzig Stahlspitzen soll man sich auf ein Tempo in die Haut eindringen lassen — das steht doch außer dem Spaße!“

„Es thut gar nicht weh!“ versicherte der Riese. „Ich habe den Lebenswecker jeden dritten Tag angelegt, die leichten Hautritzungen, die er bewirkt, mit balsamischem Oel gesättigt —“ der Sprecher läßt ein Fläschchen mit Oel, das er mit boscoartiger Schnelligkeit aus der Rocktasche zu Tage gefördert hat, vor dem Auge des Anderen spielen — „und mich dabei vortrefflich befunden. Gehen Sie hin und machen Sie es wie ich —

Sie werden die wohlthätigen Folgen bald spüren. Sie sind ein Selbstmörder, wenn Sie sich den Lebenswecker nicht anschaffen! Wenn Sie wollen, bestelle ich Ihnen denselben — man muß den Menschen zu seinem Heile zwingen!"

Der Magere hat nichts dagegen einzuwenden — er verläßt mit dem Gesundheitsfanatiker das Lokal nach dem Lebenswecker mit der Zuversicht des in hoc signo vinces ausschauend.

Die verlassenen Plätze sollten nicht kalt werden; ein Paar Herren, die ganz durchnäßt waren, stürzten auf sie. Sie sahen Beide recht elegant aus, nur war die Toilette des Einen arg derangirt. Sein Rock, sein Beinkleid, seine Weste, sein Hut sogar trugen Spuren einer innigen Berührung mit einem ungescheuerten Boden an sich. Sie waren staubbedeckt und Brust, Bauch und Kniee boten einen wahrhaft grotesken Anblick dar. Wäre es draußen so trocken gewesen, als es eben naß und kothig war, so hätte man auf den Gedanken kommen müssen, der Mann habe sich auf offener Landstraße glatt auf den Bauch gelegt, um sich die Sonne auf den Rücken scheinen zu lassen, ungefähr wie sich gewöhnliche Menschenkinder, wenn

ſie einer lazzaronihaften Anwandlung huldigen, dieſelbe in den Mund ſcheinen laſſen.

„Nun, lieber X., wie haben Dir die Möbel gefallen?“ frägt der Herr, deſſen Toilette geordnet war, ſeinen Nachbar. „Haſt Du den rothen Balzac bemerkt? Und die blaue Garnitur von Sammt? Ich glaube faſt, daß ich bei ihr bleiben werde Sie ſcheint mir ſehr geſchmackvoll gearbeitet!“

„Ich muß Dir geſtehen, lieber Freund,“ ſagte der Andere, „daß ich von den Möbeln ſo gut wie nichts ſah!“

„Wo ſteckteſt Du denn? Jetzt fällt mir ein, daß ich mich einmal nach Dir umſah und Dich nirgends erblickte! Ich dachte mir, daß Du die Sachen in der zweiten Niederlage muſterteſt!“

„Ich war im Keller!“

„Im Keller? Sind dort auch Möbel?“

„Dieſes weniger! Aber ich hatte ſofort weg, daß die Möbelniederlage, in welche Du mich zogſt, in einer ehemaligen Kirche untergebracht war. Dies reizte meine Neugierde. Wo eine alte, kaſſirte Kirche iſt, dachte ich, da gibt es möglicher Weiſe Futter für einen Archäologen. Ich ſchlich mich daher in den Keller unter dem Vorgeben, die

Magazine besichtigen zu wollen, in welchen das Holz getrocknet wird. Ich hatte gar nicht lange umher getappt, als ich schon auf einen in den Erdboden eingelassenen Grabstein stieß. Ich bat den Lehrjungen, den man mir als Sauvegarde mitgegeben hatte, eine Laterne und etwas Oel zu bringen. Da ich ihm einige Sechser in die Hand drückte, so kam er meinen Weisungen prompt nach und erschien bald mit den gewünschten Sachen. Nun räumte ich unter dem Holze auf, brachte den Grabstein frei und sah, daß er von Marmor war und eine Inschrift hatte. Ich warf mich auf die Erde und wusch den Stein mit Oel, um die Schrift leichter entziffern zu können. Ich bin nicht ganz im Klaren über die Bedeutung des Steines, aber so viel scheint mir doch, daß derselbe nicht ohne Werth sei. Er muß ausgehoben werden!"

„Ich weiß nicht, ob es Dir gelingen wird, den durch und durch materiell denkenden Eigenthümer des Magazins zu bestimmen, sein Local zu ausgedehnten und eingehenden wissenschaftlichen Forschungen herzugeben!"

„Hab' ihn schon!" rief der Archäolog mit einer

sieghaften Geberde. „Ich schmiedete das Eisen, so lange es warm war, und ging, während Du mit dem Buchhalter des Sopha's wegen unterhandeltest, zu dem Prinzipal. Herr, sagte ich zu ihm, ich habe Anhaltspunkte dafür, daß in Ihrem Keller Schätze vergraben sind. Als die Franzosen die Stadt vor hundert Jahren belagerten, flüchteten sich viele Einwohner in die Kirchen und verbargen in denselben auch ihre Kostbarkeiten. Namentlich hat man schon oft Geschmeide, Gold und Silber in alten Grabgewölben gefunden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man auch hier auf Sachen von Werth stieße, wenn man die Grabsteine heben würde! Diese Argumentation leuchtete dem Manne ein, er erklärte sich bereit, den Grabstein, der mir zu Gesichte gestanden, herausnehmen zu lassen. Ich hatte meinen Zweck erreicht — morgen gehe ich hin, der Stein wird gehoben, an das volle Tageslicht gebracht und ich werde Muße haben, ihn genau untersuchen und die Inschrift entziffern zu können!"

Der Archäolog zeigte ein strahlendes Antlitz, als er mit seiner Erzählung fertig war. Er schlürfte mit innigem Behagen seinen Kaffee und

dachte nicht im Entferntesten daran, seine Toilette in Ordnung zu bringen.

Als er sich erhob, sah ich zum Fenster hinaus; der Regen hatte nachgelassen, ich konnte gehen. Indem ich die Treppe des Café's hinabschritt, dachte ich über die unterschiedlichen Passionen nach, denen sich die Menschen hingeben — einige davon waren eben kaleidoskopartig an meinem Auge vorübergegangen.

Der Hofmeister.

Wenn Du, mein freundlicher Leser, durch die Straßen einer großen Stadt flanirst, so werden Dir nicht selten Gestalten begegnen, bezüglich derer Du Dich nicht auf den ersten Blick wirst orientiren können, Du müßtest Dir denn durch lange Praxis und Beobachtung den Blick eines socialen Linné erworben haben. Dann vielleicht wirst Du den Mann, der eine seltsame Mischung von Noblesse und Aufgeblasenheit, von Nonchalance und Blasirtheit repräsentirt, seines Dich beirrenden Aufputzes in Gedanken entkleiden und Dir sagen, daß er trotz der erkünstelten vornehmen Miene, die er angenommen hat, trotz seines halb tänzelnden, halb gravitätischen Ganges, trotz seiner ausgesuchten Toilette doch nicht zu der eigentlichen Aristokratie gehört. Du wirst ihn dann in die Gattung jener reihen, die lange genug mit dem

Adel verkehrt haben, um ihm abzugucken, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Und Du wirst mit dieser socialen Diagnose vollkommen den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Der Mann, der Deine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, ist ein pensionirter Hofmeister. Er vertritt eine interessante Species Menschen, die ich flüchtig mit der Feder zu zeichnen versuchen will.

Die Anfänge der Carrière des Hofmeisters verlieren sich gewöhnlich in juridischen Hörsälen. Er hat damit angefangen, Stundenlehrer zu sein und das Glück hat ihm vielleicht so wohl gewollt, daß es ihm einen Freund schenkte, der schon auf dem nur ausnahmsweise mit Dornen durchspickten Rosenlager des Hofmeisterthums weich gebettet ist. Dieser wohlwollende Freund sagt vielleicht eines Tages zu ihm: Ich begreife Dich nicht, daß Du Dich mit dem Studium so plagst — was wirst Du davon haben? Die Aussichten sind schlecht, Du wirst irgendwo als Aktuar versauern oder zwanzig Jahre hindurch als Solizitator bei einem Advokaten darben müssen! Warum machst Du es nicht so wie ich? Ich habe im dritten Jahre die Pandekten

von mir geschmissen und bin Hofmeister geworden!“

„Ja, ich habe Dich auch schon oft beneidet! Du bringst den Sommer auf der Herrschaft, den Herbst auf Jagden, den Winter im Parterre, im Café und auf der Promenade, den Frühling endlich auf Reisen zu, hast das schönste Leben und soviel ich gewahre, läßt Du Dir Deines Zöglings wegen kein graues Haar wachsen!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ lachte der Hofmeister, „der Junge hat Geld, wozu braucht er etwas zu lernen. Ich richte ihn ein wenig ab, zwänge ihn durch das Nadelöhr der Prüfungen, und damit ist's holla!“

„Wer auch solche Zeiten haben könnte!“ seufzt der Andere.

„Willst Du in meine Fußtapfen treten?“ proponirt der Versucher.

„Wie käme ich zu einer Erzieherstelle?“

„Du willst? Das genügt! Die fetten Hofmeisterpfründen wachsen freilich nicht auf den Bäumen, fallen Einem nicht in den Mund — aber Dir soll nichts desto weniger geholfen werden! Unter uns Hofmeistern besteht eine Art telegra-

phischen Netzes — es gibt kein Hofmeistervermittlungsbureau, aber wir erfahren alle Veränderungen, die sich in unserer Branche vorbereiten und vollziehen. Ich will Dich in Vormerkung nehmen! Freilich wirst Du, wie ich, von Pickauf dienen und vorerst mit einem dürftigeren Bissen vorlieb nehmen müssen! Auch ich bin nicht gleich Hofmeister in einem hochadeligen Hause mit Pensionsanrechten geworden!"

Der Freund hält Wort — ehe einige Monate vergangen sind, ist der Andere als Erzieher untergebracht. Der Gehalt ist nicht groß, drei- bis vierhundert Gulden jährlich, freie Station und nach durchgeführter Aufgabe oder im Falle der Entbehrlichkeit ist eine Abfindungssumme von tausend Gulden stipulirt.

Das Glück will dem Manne wohl — sein Zögling zeigt eine besondere Vorliebe für die militairische Carrière und der Vater beschließt, ihn diese betreten zu lassen.

Der Hofmeister streicht seine Abfindung ein und Dank den Connexionen, die er sich in seiner neuen Stellung erworben hat, und der Empfehlung seines bisherigen Principals findet er in

kurzer Zeit einen Posten, der weit mehr Vortheile bietet als der, von welchem er soeben zurückgetreten ist. Er hat neben freier Station achthundert Gulden Gehalt und wenn er acht Jahre ausharrt, so ist ihm eine lebenslängliche Pension von sechshundert Gulden garantirt.

Die acht Jahre verfliegen auf Jagden, Reisen und Spaziergängen in einem Handumdrehen — der Hofmeister hat seine Aufgabe gelöst, erhält seine Pension und ist ein gemachter Mann, der sich zur Ruhe setzen könnte. Aber er ist noch jung und es gelüstet ihn, sich noch eine zweite Pension zu erjagen. Da er jetzt schon eine accreditirte Firma, ein Hofmeisterveteran ist, so reißt man sich um ihn und ein großes Haus bietet ihm das Anrecht auf eine lebenslängliche Pension von achthundert Gulden nach Ablauf einer sechsjährigen Kampagne.

Endlich ist auch die zweite Kapitulation glücklich vorüber und der doppeltpensionirte Hofmeister setzt sich zur Ruhe. Er wird ein Bummler, ein Pflastertreter, ein Flaneur, ein Theaterhabitué, ein Kaffeehausstammgast — kurz er schlägt in seinem otium cum dignitate mit unnach-

ahmlicher Genialität und Routine die Stunden todt.

Aber er fühlt sich auch in seinem Buen Retiro zu etwas Höherem geboren. Er sieht mit vornehmer Geringschätzung auf das gemeine Pack herab, das sich nie in aristokratischen Kreisen gesonnt hat. Er verkehrt nur mit Seinesgleichen und drängt sich mit besonderer Vorliebe an seine ehemaligen Zöglinge heran. Er kennt keinen höheren Genuß als den, neben einem Kavalier einherzuwandeln, mag ihn dieser noch so sehr haut en bas behandeln und ihm noch so unzweideutig zu erkennen geben, daß er auf die Gesellschaft kein besonderes Gewicht lege.

Er huldigt recht augenfällig dem Grundsatze, daß der Mensch erst beim Baron anfängt — er allein und allenfalls auch seine Kollegenschaft macht davon eine Ausnahme. Alles, was nicht adelig ist und außerhalb seiner Kaste steht, ist in seinen Augen misera contribuens plebs und höchstens dazu da, daß man sich darüber mokire und es zum Gegenstande fauler Witze mache.

Ein wahrer haut goût ist es für den Exhofmeister, wenn er an der Seite eines Kavaliers in

einer Equipage fahren kann. Im Theater lauert er auf den Augenblick, wo sich einer seiner ehemaligen Zöglinge oder sonstigen aristokratischen Bekannten allein in seiner Loge befindet. Dann richtet er sperberartig in gerader Linie seinen Flug nach dieser Richtung und läßt sich in dieser Loge häuslich nieder.

Sein Stolz ist es, daß er zuweilen Herr Graf oder Herr Baron genannt wird. Da er viel mit Kavalieren gesehen wird, so ist es erklärlich, wenn sich bei diesem oder jenem Menschenkinde der Glaube festsetzt, daß er zu der Gesellschaft, in welcher er sich zu bewegen pflegt, gehöre. Wenn ihn dann der Zufall mit einem dieser Leute zusammenführt, die ihn für einen Grafen oder Baron halten und demgemäß behandeln und tituliren, so streckt und dehnt er sich behäbig, wirft seinen Brustkorb heraus und lächelt herablassend. Es fällt ihm nie ein die Huldigung, die ihm bona fide dargebracht wird, abzulehnen.

Nicht selten krönt der Exhofmeister seine Carrière damit, daß er ein Kammermädchen seiner Herrschaft zum Altar führt. Dann setzt es eine

reiche Mitgift oder eine fette Bestallung auf dem Gutskomplexe der Herrschaft, die den Bräutigam wohl veranlassen kann, ein Auge zuzudrücken.

Die Gouvernante.

Ein scharfer Luftzug, welcher über das Pflaster hingefegt, hat dasselbe wenigstens in den Hauptstraßen gangbar gemacht. Man kann hier das Trottoir ziemlich trockenen Fußes entlang gehen. Freilich gibt es noch wenige Leute, welche den Versuch wagen, weil es in den übrigen Stadttheilen noch zu wenig einladend aussieht, als daß man den Fuß vor die Thür setzen sollte. Wie es denn aber immer Individuen gibt, welche der Masse beispielgebend vorangehen, so findet Ihr auch an dem ersten halbheiteren Tage das Trottoir der Hauptstraßen und die gerade Linie der Bastei von einer Klasse kühner, waghalsiger Sterblichen besäet, welche, obwohl sie dem zarten Geschlechte angehören, dem Wind und Wetter rücksichtslos den Fehdehandschuh hinwerfen. Diese Geschöpfe spazieren ex offo. Sie kommen das

ganze Jahr über nirgends anders hin als in dieſe Hauptſtraßen und auf die Baſtei. Mit dem Glockenſchlage einer beſtimmten Stunde verlaſſen ſie das Haus und treten von der Schaar der kleinen Getreuen umgeben ihre ſtereotype Wanderung an. Sie paſſiren dabei immer dieſelben Straßen, ja ſie halten ſich ſogar immer an derſelben Häuſerreihe, und dieſe Konſequenz geht ſo weit, daß ſie ſelbſt im Sommer den Schatten, welcher zufällig längs der ihnen ungewohnten Häuſerreihe lockend winkt, ganz überſehen und ſich lieber von den glühenden Sonnenſtrahlen mit ſammt ihrem minorennen Gefolge ſengen laſſen, ehe ſie auch nur um eine Linie von dem gewohnten Pfade abweichen. Man erſtaunt über die wunderbar naive Genügſamkeit dieſer Seelen, in welchen nie der leiſeſte Wunſch rege wird, auch einmal eine andere Straße, andere Häuſer, andere Menſchen kennen zu lernen. Wenn ſolche Weſen zufällig, ihrer Brodherrſchaft folgend, aus einer Straße in eine andere überſiedeln, dann wundern ſie ſich wie die Kinder in den Oſtereiern, daß es „hinter den Bergen“ auch Menſchen gibt, und daß man aus dieſem, ihnen früher ganz unbekannten Stadttheile

auch auf die Bastei gelangen kann. Ihr wollt, daß ich Euch solch' ein Petrefakt der Gesellschaft, solch' ein sociales Uhrwerk zeige? Wozu braucht Ihr da erst einen Führer? Geht nur zehn Schritte das Trottoir entlang und alsbald werdet Ihr, im scharfen, kreischenden, rostig anklingenden Kommandotone ausgestoßen, hinter Euch die Worte hören: „Tenez-vous droite, Marie!" Ihr wollt Euch umsehen, findet aber nicht die Zeit dazu, denn schon wird Euer Trommelfell durch ein dem früheren ähnliches Organ in's Mitleid gezogen, welches von der entgegengesetzten Seite sich durch den Anruf: „Ne faites donc les pas si longs, Caroline!" bemerkbar macht. Ihr steht unschlüssig und überlegt, wohin den Kopf zuerst zu wenden? Ihr laßt dann das Auge von rechts nach links schweifen und erfaßt auf beiden Seiten einen hervorragenden Punkt, welcher von einem ganzen Rudel kleiner Punkte umgeben ist, daß sich das Ganze schier nicht anders ansieht, als wie das Sternbild des großen und kleinen Bären mit seiner Gruppirung am gestirnten Himmel. Ihr könntet von Glück sagen, wenn Ihr mit dem halben Dutzend von Miniaturmenschen, deren Bewegun-

gen durch die beiden Euch zu Ohren gekommenen Stimmen dominirt werden, nicht durch ein Karambol in unsanfte Berührung kommt. Doch angenommen auch, dies wäre der Fall, so resultirt für Euch das Gute daraus, daß Ihr Euch die Leitsterne der kleinen Trupps genauer ansehen könnt. Es geht ein eigenthümlicher Zug durch das ganze Gouvernantenthum, welcher die einzelnen Glieder dieser Kategorie gleichsam zu einer Schwesterschaft vereint. Dieser unendlich wehmüthige, schmerzhafte, melancholische Zug, welcher sich in dem Antlitze ausprägt, und diesem einen Ausdruck von Resignation und Verkümmerung gibt, wiederholt sich bei allen Exemplaren dieser Art, an ihm ist die echte Gouvernante zu erkennen. Im Uebrigen ist selbst der Habitus der Gestalt ein fast uniformer. Bei allen Individuen dieser Kategorie tritt Euch der lange talarähnliche Burnus, der Schleier auf dem Hute, das dunkle Kleid als Korporationsmerkmal entgegen. Durch den oben angedeuteten Zug, der sich in den Gesichtern festsetzt, bekommen die Wangen eine geisterhafte Bläße, die Nase dehnt sich zu einer scharfen, spitzigen Länge aus, das Auge verliert seinen Glanz und blickt scheu;

bei den älteren Wesen dieser Klasse gesellt sich zu diesen Merkmalen unverstandener, vereinsamter Verkümmerung auch noch ein Anflug von Verbitterung; das Auge wirft dann stechende Blicke — es hat sich ja durch zehn und mehr Jahre in der Kunst geübt, kleine, harmlose Menschenkinder durch einen strengen Blick aus der ungebundenen Freude aufzuscheuchen und herauszureißen! Das Bewußtsein, daß im Gouverniren nicht das Heil und die Bestimmung eines weiblichen Wesens liege, die Erkenntniß, daß ein anderes Glück über der Robotarbeit des täglichen Lebens verloren ging, trägt gleichfalls zu dieser langsam sich einschleichenden Verbitterung bei.

Es wird mir immer traurig zu Sinn, wenn ich das Pflaster wimmeln sehe von diesen Pädagogen in Unterröcken. Sie haben keine Zukunft, keine Gegenwart. Die harmlosesten Freuden werden ihnen vergällt. Man sieht sogar selten zwei Colleginnen neben einander hinwandeln — einsam geht eine Gewerbsgenossin neben der anderen hin, ohne Gruß an ihr vorüber; eine jede steht ja unter der Aufsicht der kleinen Individuen, die sie mit sich führt. Sobald sie nach Hause kommen, erzählen

sie der Mama, was ihnen begegnet, wie Fräulein Sophie, die Gouvernante, gegangen, wohin sie gegangen, was für Schritte sie gemacht, ob sie mit Jemandem gegangen, gesprochen, wie lange dies der Fall gewesen, was sie gesprochen, ob sie dabei gestanden, gelacht u. s. w. Ist es ein Wunder, wenn Fräulein Sophie, um sich diesem Spionirsystem so wenig als möglich ausgesetzt zu sehen, am liebsten mit Niemandem geht, mit Niemandem spricht, da ja doch endlich von diesen häuslichen Protokollen, welche Mama mit ihren theuren Sprößlingen aufnimmt, ihre Stellung und Zukunft mehr oder weniger abhängt? Wehe der Aermsten, wenn in dem Rapporte der Kleinen einmal der Passus vorkäme: „Fräulein Sophie hat mit einem Herrn gesprochen!“ Von dem Augenblicke, wo diese Sünde, welche sonst im socialen Leben kaum geeignet sein dürfte, als levis notae macula aufgefaßt zu werden, durch übereinstimmende Zeugenaussagen sämmtlicher Sprößlinge als unleugbar konstatirt ist, ist auch die Stellung der Gouvernante eine verlorene. Sie erhält die Kündigung und es wird auch durch die Bemerkungen, die man in ihre Konduiteliste ein-

fließen läßt, dafür gesorgt, daß die Verbrecherin nicht so bald wieder dazu kömmt, den Kindern anderer Leute das böse Beispiel einer Unterhaltung mit einem Herrn zu geben. So muß, was „Mann" heißt, diesen armen Geschöpfen ein Gegenstand scheuer, verständnißloser Furcht sein, wenn ihnen anders das tägliche Brod am Herzen liegt. Keine Liebe oder wenn es besser geht, eine stumme Liebe ist die Parole ihres ärmlichen Lebens. — Ihr wundert Euch noch, wenn Ihr zuweilen ein solches Wesen gewahrt, wie es einen koketten Blick nach seitwärts wirft? Bedenkt doch, daß sich dieser Blick in keinen Rapport aufnehmen läßt, und daß er die einzige mögliche Art der Korrespondenz ist — und doch hat ein hübscher Student so feurig schwarze Augen und weiß so schwärmerisch liebeverlangende Blicke zu werfen, daß ein einsam Gouvernantenherz nicht umhin kann, die leidenschaftlich stumme Huldigung anzunehmen und sich behufs gegenseitigen Verkehrens der elektromagnetischen Augentelegraphie zu bedienen.

Wohl giebt es Gouvernanten, welche das seltene Glück haben, jungen, aufknospenden, liebebedürftigen Wesen an die Seite gegeben zu wer-

den; in diesem Falle kann bei guter Benützung des Terrains auch ihnen noch ein Liebesfrühling blühen. Wenn sich das Herz ihrer Schutzbefohlenen einem jungen Manne insgeheim zuneigt, wenn die Gouvernante gebeten wird, zu den kleinen Spielen der Liebe, die sich da entfalten, ein Auge zuzudrücken, dann sind sie hereingebrochen die goldenen Tage des Gouvernantenthums! Die Gouvernante giebt ihre Zustimmung, daß zuweilen von den belebten Straßen ab und in einsamere eingebogen werde. Der junge Mann, welcher dem Paare auf der Promenade auf dem Fuße gefolgt ist, tritt jetzt rasch heran, nicht etwa um sich den Damen anzuschließen, denn solch' ein Wagniß würde nie die gouvernantliche Sanktion erhalten, sondern nur, um einen Blick der Liebe mit seiner Angebeteten zu tauschen, ein Wort der Sehnsucht so leise ihr zuzuflüstern, daß die Gouvernante, welche dienstfreundlich nach der entgegengesetzten Seite blickt — natürlich nur ganz zufällig — keine Silbe davon hört, besonders wenn sie den Willen hat, nichts zu hören. Sollten dieser geheimen Liebesworte zu viele werden, so braucht die Gouvernante nur mit einem officiellen strengen

Blicke zu interveniren, um den Anbeter ihrer Schutzbefohlenen in die Flucht zu jagen. Er geht dem Paare rasch voran, ohne es dem Anschein nach zu beachten oder zu grüßen, macht aber schon nach wenigen Schritten Kehrtum und nimmt jetzt, wo er den Damen entgegenkommt, ganz das Manöver von vorhin wieder auf. Also wiederholt sich die Sache im Verlaufe der Promenade vier-, fünfmal, und die Gouvernante nimmt auch nicht von den Miniaturbriefen Notiz, welche in die Hände ihres Zöglings gleiten. Sie weiß ja officiell von nichts, sie duldet Alles nur, und der böse Wille, etwas Aehnliches geduldet zu haben, läßt sich nie erweisen, selbst wenn es einmal zu unliebsamen Entdeckungen von elterlicher Seite käme. Und warum sollte man nicht die schöne Tugend der Duldung üben, wenn man durch dieselbe Herr der Situation wird?

Bekanntlich wird man nicht als Gouvernante geboren, viel eher noch stirbt man als solche. Der Anfang und das Ende des Märtyrerthums aber, welches sich „Gouvernantenthum" nennt, läßt sich auf stereotype Formen zurückführen. Was den Anfang anlangt, so wird man entweder zur Gou-

vernante erzogen oder gezwungen. Die erste Sorte, die Gouvernante sistematica, ist die Tochter eines kleinen Beamten, welcher bei seinen fünf-, sechshundert Gulden Gehalt keine Möglichkeit absieht, seine Tochter zu versorgen. „Wenn sie nicht heirathet, wird sie dienen müssen. Mit dem Heirathen geht's von Tag zu Tag schwerer, sogar bei Mädchen, die Geld haben, um wie viel mehr erst bei solchen, die Geld brauchten. Wenn aber schon gedient werden muß, so ist das Gouverniren noch die leichteste Sektion des Dienstes!" Dies ist die stereotype Kette der Familiensyllogismen, welche über das Schicksal des Kindes entscheiden. Von dem Tage des häuslichen Senatsbeschlusses wird die Kleine in die Normalschule geschickt, muß stricken, sticken, häkeln, weißnähen lernen, bis allmälig und unvermerkt die rechte Schulter sich um ein Bedeutendes höher gezogen hat, als die linke, bis die Farbe der Wangen, die Fröhlichkeit der Jugend hin ist. Dann wird die 72te Auflage von Machats oder Ahns französischer Grammatik angekauft und Töchterchen in ein billiges Institut geschickt, in welchem demselben für einige Gulden monatlich Anstand, Haltung und nebenbei alle

Gespräche, die in der Machat'schen oder Ahn'schen Grammaire stehen, mitsammt all' den Millionen Regeln, Ausnahmen, Beispielen und Anekdoten eingekeilt werden. Daneben werden Blumen und Früchte gezeichnet, alle achthundet neun und neunzig Werke des großen Charles Czerny auf dem Piano durchgehackt, und siehe da, mit achtzehn Jahren ist das Mädchen zur Gouvernante qualifizirt.

Die zweite Sektion des Gouvernantenthums bilden die gepreßten Gouvernanten. Sie rekrutiren sich aus früher wohlhabenden Bürgerhäusern, welche durch Schicksalsschluß plötzlich zusammenfallen, sei es dadurch, daß der Ernährer wegstirbt, sei es durch andere Unglücksfälle. Die Familie steht rathlos da, und nur zu bald heißt es: „Ihr müßt Euch das Brot verdienen im Schweiße Eueres Angesichtes!" Jetzt wird das Bischen halbvergessene Französisch und Klavier der alten Tage wieder hervorgesucht und zusammengeflickt, die letzten Kreuzer werden geopfert, um ein Inserat folgenden stereotypen Inhalts zur Publizität zu bringen: „Eine arme Waise aus gutem Hause wünscht bei einer Familie als Gesellschafterin, Beschließerin, Vorleserin oder Gouvernante unterzu-

kommen.“ Die Tage des Leidens gehen an, das Leben nimmt einen schweren Zoll in Anspruch, und fragt Ihr nach dem Ende? Dies ist allerdings eine Art von Selbstständigkeit, da der Ausläufer eines solchen Gouvernantenthums der Präsidentenstuhl eines weiblichen Institutes ist. Auf ihre alten Tage versammeln diese Invaliden des Pädagogenthums ein Dutzend Mädchen von drei bis acht Jahren um sich, welchen sie abermals Machats Grammaire mit allen ihren Geheimnissen eintrichtern, welche sie Häubchen und Leibchen häckeln lehren, welchen sie den Kreuz-, Wasser- und Perlstich beibringen. So steigen die armen Geschöpfe, die ewigen Juden des Pädagogenthums, noch Pädagogie treibend in's Grab. Wäre es nicht an der Zeit, für diese gedienten Veteranen des Erzieherthums ein freundlich winkendes Asyl zu gründen, wie ein solches zum Beispiel in London für alte Gouvernanten besteht? Welch' lebensverschönernden Einfluß müßte nicht die Aussicht, dereinst im Alter ein sicheres Plätzchen in einem freundlich winkenden Hause in Anwartschaft zu haben, auf das an Sonnenglanz nicht überreiche Leben dieser Menschenklasse üben!

Der Student.

Nicht jenen Studenten haben wir bei unserer Schilderung im Auge, welcher als verwöhntes Mutterſöhnchen wohlangeſeſſener Bürgersleute nicht die leiſeſte Ahnung davon hat, wie ſchwer es iſt, ſich mit den Muſen abzufinden. Wenn Einen der beſorgte Vater um ſechs Uhr früh weckt, damit die Aufgabe nicht ungelernt bleibe, wenn er die Lektion vielleicht ſogar ſelbſt mit dem Söhnchen überhört, während die Mutter für eine kräftige Frühſuppe ſorgt, wenn der warme Ofen ſchon wieder harrt, um dem aus den Schulſälen Zurückkehrenden ein trauliches Aſyl zu bieten: dann iſt es wahrlich keine Kunſt zu ſtudiren. Da ſeht Euch dagegen den armen Burſchen an, der ſeinen Dienſt von der Pike auf beginnt. Sein Vater hat, einige Dutzend Meilen von der Hauptſtadt entfernt, eine Hütte und, wenn es gut geht, einige

Joch Felder, davon muß er leben, davon muß er seinen heranwachsenden Töchtern eine kleine Aussteuer zu ersparen streben. Wenn Franz, der flachsköpfige Junge, auf der kleinen Wirthschaft bleiben und sich zum handfesten Bauer qualifiziren wollte, so könnte er allenfalls auch noch mitleben. Ein Knecht, der fleißig arbeitet, bringt immer seinen Lohn heraus und der Sohn eines kleinen Besitzers kann eben auf nichts Besseres Anspruch machen, als der Knecht seines Vaters zu sein. Davon mag jedoch unser Franz nichts hören; der Hochmuth ist ihm zu Kopf gestiegen, drüben im Städtchen, wo er die untersten Schulen durchgemacht, haben sie ihn verwöhnt. Franz will mit aller Gewalt studiren. Wie soll man das anstellen? Ja wenn das Gymnasium auch drüben in dem kleinen Städtchen wäre, dann würde sich der Bursch nichts draus machen, alle Tage die fünfviertel Stunden Weges hinüber und wieder herüber zu laufen, wie er dies durch die letzten drei Jahre getrieben hat, da er die Hauptschule besuchte. Aber die nächste lateinische Schule befindet sich in der Kreisstadt und diese ist volle sechs Meilen entfernt! Die sechs Meilen lassen

sich mit dem besten Willen nicht alle Tage hin und her durchmessen, das sieht selbst der lernwüthige Franz verdrossen ein. Wenn es zwei Meilen gewesen wären: wir glauben, der Junge hätte sich keinen Augenblick besonnen, hinüberzulaufen. Hatte es ihn doch nie verdrossen, im strengsten Winter, wenn der Schnee schuhhoch lag, oder wenn die Thauwinde durch das Land bliesen, welches dann ein einziger, großer See war, dem Schulhause zuzuwaten. Weder die Nacht, von welcher umhüllt er den Hin- und Herweg machen mußte, noch der Hunger schreckte den fleißigen Knaben. Der Kuß der Mutter auf der Stirn, das Stück Brot, welches sein Mittagsessen repräsentirte, in der Tasche, dies waren seine Paladien auf der täglichen Wanderung. Es giebt im Schulstrafkodex eine Strafe, vor welcher das verwöhnte Bürgersöhnchen, welches die dampfende Schüssel zu Hause auf sich wartend weiß, bang zurückschreckt. Der technische Ausdruck dafür lautet: „Ueber Mittag bleiben!“ Unser Franz würde über diese Strafe gelacht haben. Er that alle Tage freiwillig, wozu sich seine gestraften Mitschüler immer nur weinend entschlossen,

er blieb die ganze Zeit über, welche den Früh-unterricht von dem nachmittägigen trennte, im Schulzimmer und vertrieb sich die drei, vier Stunden mit dem Kauen seiner Brotrinde und dem Lernen seiner Lektionen. Wohin hätte er auch inzwischen gehen sollen? Im Orte kannte er Niemand, die Bürgersöhnchen sahen ihn über die Achsel an, und die fünfviertel Stunden Weges nach Haus ließen sich in so kurzer Zeit und bei so schlechtem Wetter vollends nicht durchmessen, und am Ende wäre doch auch zu Hause nicht viel mehr zu holen gewesen, als eine Brotportion, höchstens im Gefolge von einer Kartoffelsuppe. Da Franz die Zeit, welche seine Mitschüler auf Spielen und Essen zersplitterten, seinen Büchern zuwandte, so ward es ihm leicht, Alle zu überflügeln. Ein Ehrenzettel nach dem andern machte seine Leute glücklich, und als nun vollends am Jahresschluß das rothe Prämienbüchlein mit der goldenen Aufschrift und den Titelkupfern Alles krönte, da gab es einen Glückstaumel in der Familie. Das beste an der Sache war, daß unser Franz bei dieser Gelegenheit zu guten Federn kam. Bei den meisten Hauptschulen ist es eine alte eingebürgerte Sitte,

daß der ärmste und fleißigste Schüler beim Abgang von der Schule einen vollständigen Anzug erhält, zu welchem in der Regel die ganze Schule durch Zusammentragen milder Beiträge beisteuert. Eine schöne Sitte, welche zur Folge hatte, daß unser Franz mit einem pfeffer- und salzfarbenen Rocke, einer dicken Hose und Weste und einer funkelnagelneuen Kappe nach Hause kam. Daß nun dieser aristokratische Anzug nicht in der väterlicher Hütte zerrissen werden konnte, in welcher nur die gelbe Lederhose und die braune Pelzjacke Geltung hatten, das war für alle Familiengenossen eine ausgemachte Thatsache.

Franz mußte weiter studiren.

Von einer Realschule oder Technik hat man in vielen Gegenden auf dem Lande noch keine Idee, nur von den lateinischen Schulen hat man dunkle Ahnungen, insofern man wenigstens weiß, daß sie die Sprossen auf der Steigleiter zum hochwürdigen Herrn Pfarrer oder zum gnädigen Herrn Doktor seien. Franz mußte also in die lateinischen Schulen gehen, und da es nach der nächsten Kreisstadt nicht viel näher als nach der Hauptstadt war, so wurde im Familienrathe beschlossen,

Franz in der letzteren „auszusetzen;“ denn nicht viel weniger als ein Aussetzen war es, wenn man einen jungen Menschen, dem man höchstens einen mohndurchfurchten Festkuchen mit auf den Weg geben konnte, nach der Hauptstadt schickte. Indessen, was wagt der Mensch nicht Alles in kindlicher Naivität! Wo kein Verstand der Verständigen eine Möglichkeit des Fortkommens absieht, da ahnt das kindliche Gemüth den Sieg über alles Erdenpech.

Ein Bauer, welcher eben mit Fruchtvorräthen nach der Hauptstadt fahren will, erbietet sich Franz auf die Krautköpfe und Erdäpfelsäcke aufsitzen zu lassen und so in drei Tagreisen an seinen künftigen Aufenthaltsort zu bringen.

Die drei Tage hielt der mitgenommene Laib Brod, unterstützt von den Mohnkuchen, allenfalls aus und so lang man zwischen Krautbergen sitzt, ist man jedenfalls der Gefahr des Verhungerns nicht ausgesetzt.

Aber die drei Tage nahmen ein Ende, wie alle ihre Collegen, und der Bauer setzt unseren Musensohn wirklich am Nachmittag des dritten Tages vor einem Einkehrhause in der Hauptstadt aus.

Da steht der arme Junge in seinem pfeffer- und salzfarbenen Tuchrocke und starrt offenen Mundes die Hunderte von Leuten an, welche unter rothen, blauen, schwarzen und grünen Dächern, vulgo Regenschirmen, an ihm vorbeisausen; der feine, durchdringende Herbstregen droht der pfeffer- und salzfarbenen Uniform, jetzt, wo sie nicht mehr die Wolldecke des mitleidigen Bauers schützt, den Untergang.

Franz hat endlich den Muth, den ersten besten Vorübergehenden zu fragen, wo die lateinische Schule sei?

Er wird anstatt jeglichen Bescheides ausgelacht, und wer weiß, ob er nicht noch heute an der Straßenecke stehen und nach der lateinischen Schule fragen könnte, wenn sein glücklicher Stern nicht eben einen kleinen Jungen vorübergeführt hätte, welcher gleichfalls ein Candidat der lateinischen Schule war und den Frager zu rechte wies.

Die Atteste sind in glänzender Richtigkeit; jetzt aber frägt der einschreibende Lehrer nach dem Wohnorte des Schülers.

„Ich habe keine Wohnung!“ lautete die naive Antwort. Beim weitern Forschen von Seite des

gutmüthigen Lehrers stellt sich die Richtigkeit dieser Behauptung klar heraus und der mitleidige Lehrer schafft für die nächste Nacht Rath.

Aber ein Schuljahr hat 300 Nächte.

Da findet es sich glücklicherweise am nächsten Tage, daß der Vater eines neu aufgenommenen Schülers sich mit der Bitte an den Lehrer wendet, seinem etwas schwachköpfigen Söhnchen einen Correpetitor zu empfehlen.

Der Mann, welcher diese Bitte stellt, gehört selbst dem ärmern Bürgerstande an, ist aber nichts destoweniger von dem Ehrgeize besessen, sein talentloses Söhnchen studiren zu lassen.

Dieser eitle Dünkel kommt unserem Franz zu Statten, welcher in Anbetracht seiner glänzenden Zeugnisse, die aus allen Gegenständen ein „sehr gut" aufweisen, von dem Lehrer zum Correpetitor empfohlen wird.

Die erste „Condition" ist gefunden.

Wer da weiß, wie schwer es hält, eine erste „Condition" zu finden, der wird die Wichtigkeit dieses Ereignisses richtig erfassen.

Der Conditionsherr ist allerdings nur ein Schuhmacher, das Honorar beläuft sich nur auf

zwei Gulden monatlich, wofür eine Stunde täglich zu korrepetiren ist: aber diese zwei Gulden geben Franz die Mittel an die Hand, sich einzuquartieren. Er miethet sich in Gesellschaft mit noch sechs Studenten, welche sich in ähnlicher Lage mit ihm befinden, bei einer armen Familie ein, die ein Zimmer monatlich zu vergeben hat.

Jetzt gilt es den Magen zu befriedigen. Unter seinen Zimmergenossen findet sich eine mitleidige Seele, welche ihm hiebei hilfreiche Hand bietet, da sie wahrscheinlich selbst durch das Medium ihres Körpers die Schmerzen des Hungers kennen gelernt hat.

Wer sich in gewissen Hauptstädten auskennt, wird oft, wenn es gegen Mittag geht, in der Nähe alter Klostergebäude ein Auf- und Niederwogen von kleinen, jugendlichen Gestalten bemerkt haben, welche, die Bücher und Schriften unter dem Arme, daselbst auf etwas zu harren schienen.

Von Zeit zu Zeit verliert sich eine der Gestalten in die offene Klosterhalle, und sobald es Dreiviertel auf Eins schlägt, verlassen die jungen Leute alle das Pflaster, um in die Vorhalle des Klosters zu treten. Hier im dunklen Raume wird

wieder gewartet — da dreht sich plötzlich ein Gitter, und auf einem Gestell erscheinen, ohne daß eine vermittelnde Hand sichtbar würde, genau so viel Töpfe, als junge Leute da sind.

Die Töpfe enthalten alle eine gute, kräftige Suppe; diese Suppe bildet den Mittagstisch der armen Studenten.

Das Kloster speist so täglich eine Anzahl der letzteren, und so Mancher schätzt sich glücklich an dieser Wohlthat zu partizipiren.

Franz's Stubengenosse nimmt den armen, hungrigen Jungen schon am ersten Tage mit in's Kloster und theilt mit ihm so lang seine Suppenquantität, bis Franz zum glücklichen Inhaber eines eigenen Suppentopfes avancirt. Jetzt ist seine Existenz gesichert — er ist ein gemachter Student.

Am Schlusse des ersten Semesters wurde die Schuhmacherfamilie durch das merkwürdige, noch nie dagewesene Ereigniß erfreut, daß ihr studirendes Mitglied ohne eine schlechte Examennote nach Hause kam. Der Ruf des Correpetitors als eines trefflichen Erziehers war mit einem Mal in der Familie festbegründet, und im Interesse der Finanzen des Correpetitors muß man nur bedauern,

daß der Ernährer dieser Familie, welche ihr edelstes Reis so mit einem Male dem unvermeidlich scheinenden Gebiete der schlechten Klassen entrückt sah, eben nur ein Mann war, welcher es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das zerrissene Leder seiner Mitbürger durch eine restitutio in integrum wieder in brauchbaren Zustand zu versetzen. So kam es, daß das in seinem vielgeliebten Sohne beglückte Familienhaupt seinen Dank auf keine energischere Art auszusprechen vermochte, als indem es dem erprobten Erzieher ein Paar Stiefel octroyirte und die Ueberreichung dieser Ehrenstiefel mit der von tiefer Rührung Zeugenschaft ablegenden Ansprache begleitete:

„Ich habe schon lang darüber nachgedacht, wie ich Ihr Honorar erhöhen könnte, ohne mir wehe zu thun — und da bin ich denn nach einer vertraulichen Berathung mit meiner Frau endlich zu dem Entschlusse gekommen, Ihnen einen Platz an meinem Tische anzubieten."

Das Herz des Beschenkten erzitterte vor Freude bei dieser vielversprechenden Einleitung, welche ihn lebhaft erwärmte, weil sie ihm den Weg zu etwas Warmen zu vermitteln schien.

Er sagte schon im Geiste den Suppentöpfen des Klosters ein letztes Lebewohl, als ihn die Fortsetzung der Rede des Schuhmachers aus sechs Theilen seiner sieben Himmel riß.

„Wenn Sie also an jedem Sonntag mit uns vorlieb nehmen wollten, würden Sie gern gesehen sein!“

So hatte sich denn Franz einen Sonntagstisch erobert und in der sonntäglichen Bratenanwartschaft schien ihm die nothgedrungene Suppendiät der sechs Wochentage schon bedeutend erträglicher.

Noch freundlicher gestaltete sich sein Schicksal, als ihn der Schuhmacher eines Nachmittags, nachdem die Correpetitionsstunde zu Ende war, mit geheimnißvoller Miene bei der Hand nahm und ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Hause hinaus, dann einige Gassen entlang führte, bis sie vor einer ebenerdigen Wohnung Halt machten.

Franz sah sich von den Händen seines Führers in einen Viktualienladen hineingeschoben, in welchem er sich alsbald einem Schornsteinfeger gegenüber befand, der ihn, angethan mit dem vollen russigen Ornate seiner Amtsthätigkeit,

die Leiter um den Arm geflochten, aufmerksam musterte.

„Das ist der Herr Lehrer!“ sprach der Schuhmacher, indem er Franz vorstellte.

Ein zufriedenes Knurren des Rauchfangkehrers ertönte als Bescheid:

„Na, wenn Sie halt unserem Madel das A B C beibringen wollten,“ ergänzt die würdige Rauchfangkehrersgattin, welche mit sorglichem Blicke ihren kleinen Viktualienkram hütet, die stumme Bewillkommnung ihres Eheherrn, „so würden wir Ihnen alle Tage ein Nachtmahl geben.“

Ein Nachtmahl, Franz — hast Du gehört, ein Nachtmahl! jubelt es in der Brust des Glücklichen.

„Aber Sie müssen halt zufrieden sein mit dem, was eben das Geschäft mit sich bringt! Einmal harte Eier — das andere Mal einen Erdäpfelsalat — wieder ein anderes Mal sauere Gurken oder Rüben —“

„Wie's halt kommt!“ fiel der Rauchfangkehrer ein, „bei einer Viktualienhandlung muß man den Magen darnach einrichten, was eben da ist, damit Alles weggegessen wird, was sich

nicht aufheben läßt und zu Grunde gehen könnte!“

Der Pakt wurde geschlossen — Franz war neuengagirter Stundenlehrer bei dem Rauchfangkehrer und hatte sein tägliches Nachtmahl. Ja, bald sollte seine Stellung sogar noch komfortabler werden, da sich der Prinzipal einmal vernehmen ließ:

„Ich bin zweimal in der Woche dem Theateraufsichtspersonal zugetheilt, und wenn Sie an diesen Tagen auf die letzte Gallerie hinauf wollten, so würde ich Sie durch meine Protektion schon in's Theater bringen!“

Ob Franz wollte?

Fortan sah man ihn zweimal in der Woche an den eisernen Käfigstäben der Theatergallerie hängen, das Antlitz selig verklärt über die nie geahnten Herrlichkeiten.

Aber die Gitterstäbe der Gallerie sind nicht geeignet, eine bereits in's Fadenscheinige hinüberschillernde Toilette zu konserviren. Das pfeffer- und salzfarbene Kostume machte Anfangs versteckte und später ganz offene Demonstrationen verdächtiger Art, welche ein baldiges Auseinanderfallen in Aussicht stellten.

Was half es, daß Franz selbst mit Eifer die Nadel handhabte, daß sich seine neue Prinzipalin, die Kleinhändlerin, in Zwirnlieferungen erschöpfte? Was die Nacht gutgemacht, verdarb der nächste Tag wieder.

Es war Zeit, daß Franz eine neue Hülle bekam.

Zu diesem Zwecke warf sich Franz auf's Abschreiben.

Stundengeben und Abschreiben, und wieder Abschreiben und Stundengeben: das ist die Tretmühle, welche sich nennt das Leben eines armen Studenten, der auf seinen eigenen Füßen steht! Wer da zurückdenkt auf dies Decennium des blutigsten Erwerbes, wer sie zählt, all die Tausende von verlorenen, an die Doppelmarter jenes Mechanismus zugesetzten Stunden: der wahrlich muß, auf diesen Trümmern seiner Jugend sitzend, ein Gesicht machen, welches an melancholischem, wehmüthigem Ausdruck mit jenem des Propheten Jeremias leicht würde wetteifern können.

Franz etablirte ein förmliches Krämergeschäft in Explikationen. Er schrieb unermüdlich, kaufte daneben die Manuskripte Anderer, und all die

Scheidemünze des Schulwissens war bei ihm zu billigen fixen Preisen zu haben. Alle lateinischen und griechischen Anthologien waren bei ihm zu Nutzen und Frommen träger Jünglinge, die das Uebersetzen verdroß, vertirt und interpretirt zu bekommen, alle Arten von Aufgaben mathematischen und stylistischen Genres führte der unermüdliche Explikationensammler auf dem Lager, und wie denn jedes Geschäft, welches an den Faulheitstrieb der menschlichen Natur appellirt, sich zu einem rentablen qualifizirt, so fuhr denn auch Franz bei seiner Explikationskrämerei sehr gut und seine Hefte fanden reißenden Abgang.

Er sah sich bald in den Stand gesetzt, nicht nur seiner Pfeffer- und Salz-Toilette Valet zu sagen, sondern auch an jenen Tagen, die nicht Bratentage waren, in einem Gasthause in ein Mittagstischabonnement zu treten. Noch eine kurze Zeit und er konnte sich sogar eine Frühsuppe gönnen.

Siehst Du, lieber Leser, welch' langsamen aber stetigen Aufschwung das Leben eines Studenten nimmt, der von der Pike auf dient? Und glaube nicht, daß wir einen einzigen Zug der Phantasie

entnommen haben — das Leben ist uns bei unserer Schilderung gesessen! in dieses greife hinein, fasse den ersten besten unter der Garde der tüchtigsten Männer in's Auge, wie Du sie hier gezeichnet findest, so ist seine Jugend gewesen, Schritt für Schritt mußte das Leben erobert werden!

Die ärgste Lehrzeit ist jetzt vorüber, die Rekrutenjahre sind überwunden. Der Student hat sich Bekanntschaften unter seines Gleichen gemacht, er hat sich diesen und jenen verpflichtet. Der Verpflichtete ist zufällig ein vom Glücke Begünstigter, er hat eine „gute Stunde". Studenten sind in ihren Wünschen und Ansprüchen bescheiden, eine „gute Stunde" heißt bei ihnen schon eine solche, welche täglich zu geben ist, und fünf Gulden monatlich einträgt; steigt das Honorar auf sechs Gulden, so ist dies schon eine „famose Stunde," um welche der glückliche Inhaber weit und breit beneidet wird.

Rückt der Inhaber einer „guten Stunde" in eine „famose Stunde" vor, so überläßt er die erstere einem guten Freunde, und so ist nun unser Franz als Quartaner schon Herr einer guten

Stunde, ohne daß er dem Rauchfangkehrer, welcher ihm den freien Eintritt in die Paradiesesräume des Theaters vermittelt, in treulosem Hochmuth den Rücken gekehrt hätte; nur ist zwischen ihm und der obsthändlerischen Prinzipalin ein Kompromiß zu Stande gekommen, nach welchem das variirende Nachtmahl von ehedem in eine feste Rente von monatlichen zwei Gulden umgewandelt wurde.

Mit der Zeit avancirt der mit unserem Franz befreundete Inhaber der „famosen Stunde" zum Hofmeister, und die „famose Stunde" fällt nun Franz zu.

Des Letzteren Anzug fängt an sich zu modernisiren.

Die Dose weicht der Cigarre, eine in dicken Packfong eingefaßte Brille krönt die Nase, ein „echtes" Pfefferrohr wird beigeschafft, an die Stelle der Mütze tritt der Hut.

Der Besitzer einer famosen Stunde muß elegant auftreten, da nur gute Häuser über „famose Stunden" zu gebieten zu haben.

Allmälig wird Franz den Kaffeegesellschaften des Hauses beigezogen, in welchem er die „famose

Stunde" versieht; er lernt auf tapezirten Stühlen sitzen und da er sich etwas Piano angeeignet hat, auch über eine erträgliche Tenorstimme disponirt, Geibels „Zigeunerbuben im Norden" recht anständig vorträgt, so wird er immer mehr poussirt.

Da er in dieser Periode auch einem Ständchenarrangirungsvereine beitritt, so trägt auch dies natürlich viel dazu bei, ihm Herzen zu gewinnen.

Dies bewirkt, daß ihm bald eine vakante Erzieherstelle in einem Hause zufällt, dessen sämmtliche weibliche Familienglieder — und es sind deren fünf, aus welcher Anzahl man auf ihren moralischen Einfluß im Hause schließen kann — er hinter einander mit Ständchen bedacht hat.

Jetzt sind alle Nahrungssorgen am Ende; vergessen sind die Zeiten der Schuhmacher und Rauchfangskehrergesellen, sie sind über der freien Station mit zehn Gulden monatlichem Honorar in das Reich der Fabeln zurückgesunken.

Nicht mehr an den Gitterstäben der Gallerie hängt der zum Manne herangewachsene Franz, er trägt den Damen die Shawls in das Parterre

nach und faßt an ihrer Seite Posto, den Stecher im Auge, da auch die packfongumschlossene, niet- und nagelfeste Brille als zu wenig elegant bei Seite gelegt wurde.

An schönen Vormittagen sieht man den Hofmeister, den Zögling an der Seite, die Bastei entlang wandeln, am Nachmittag ist er die arrangirende Seele der Theegesellschaften seines Hauses, spielt Piano, singt, arrangirt Pfänderspiele, kurz ist unbezahlbar.

In dem Augenblick, wo schon der Kampf der vier Haustöchtergrazien um den liebenswürdigen Hofmeister, respektive dessen Herz, auszubrechen droht, poussirt ihn sein alter Freund, der ihm schon früher die „gute" und die „famose Stunde" überlassen, als Hofmeister in ein adeliges Haus, wo er das schönste Leben, einen hübschen Gehalt und so wenig zu thun hat, daß er sich bequem zu den strengen Doktorprüfungen vorbereiten kann.

Fragt Ihr jetzt nach dem armen Franz?

Ihr fragt umsonst!

Aus Franz ist ein vornehmer Mann geworden, der Doktorhut wiegt sich auf seinem Scheitel,

Franz hat seine Kanzlei und steht, wie wir hören, auf dem Punkte, demnächst eine „famose“ Partie zu machen.

Das ist die Lebensgeschichte eines Studenten!

Die letzte Gallerie.

Die letzte Gallerie! — Wer lacht da? Euer vornehmes Lachen ist vorlaut. Wißt Ihr, wer unsere todten Dichter immer noch ehrt und liebt? Ihr seid es wahrlich nicht, die Ihr Euch in den hochrothen Fauteuils der Parquets bläht, wenn italienische, süßliche Musik durch die Räume säuselt, oder die rasselnde türkische Trommel Maestro Verdi's die schlummernden Echo's der Hallen weckt. Wenn mit bescheidenen Lettern „Don Carlos" Trauerspiel von Friedrich Schiller oder „Faust" Tragödie von Wolfgang von Göthe auf dem löschpapiernen Theaterzettel steht, dann seid Ihr nicht bei der Hand, Parquet und Parterre sind so leer, daß sie einen darin anfallen, plündern und morden könnten. Nur hier und da lehnt eine einsame Gestalt schläfrig im Lehnstuhle, weil sie eben das Unglück hat, zu den Abonnenten zu

gehören. Das größte Unglück dieser vereinsamten Gestalt aber ist, daß sie ihrem Schmerze, ihrer Langeweile keine Worte leihen kann. Ja, wenn es ein Stück von der Birchpfeiffer oder von Benedix wäre, dann könnte man weidlich schimpfen und sagen: „Immer nur Benedix!“ Aber es ist der Schiller, den sie geben, und da darf man anstandshalber denn doch nicht schimpfen, man muß die Pille geduldig hinunter schlucken, ohne den Trost zu haben, daß man sich die Brust durch ein wildes: „Wieder der Schiller!“ erleichtern kann. Da seht Euch aber die Gallerie an solchen deutschen Ehrentagen an, wenn sie den Don Carlos, die Jungfrau, die Stuart, den Fiesko, den Götz oder den Faust spielen. Kopf an Kopf ragt es dann in die Höhe, an den eisernen Stäben klettert es empor, man begreift nicht, wie sie alle athmen können. Und doch halten sie also regungslos von 5 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts aus. Keiner verläßt seinen Platz, bis auch das letzte Wort gesprochen, bis Philipp zum Kardinal gesagt: „Ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihrige, Kardinal!“ An solchen Tagen möchte ich immer ein donnerndes Hoch

bringen der letzten Gallerie, wenn es mir nicht leid wäre, sie aus ihrem andächtigen, heiligen Aufhorchen zu stören. Wer da glaubt, es gäbe nur ein Abonnement auf die Logen und Sperrsitze, der irrt. Auch die letzte Gallerie hat ihren festen Kern von Abonnenten, nur daß diese Abonnementsgelder nicht der Theaterkasse zu gut kommen. Der Theaterhausmeister — Feldwebel auch oft genannt — ist in diesen Räumen die Allmacht selbst. Er hat das freie Besetzungsrecht der ersten Bankreihe, und die schönsten Mädchen des Ghetto kommen daher und geben dem graubärtigen Feldwebel gute Worte und schmeichelnde Reden, damit er sie durch die geheimnißvollen Gänge, die aus seiner Wohnung heraus führen, vor der Kassenöffnung auf die Gallerie einführe. Natürlich, daß die süßen Blicke und Worte nicht allein in's Gefecht geführt werden dürfen. Das schwere Geschütz der Kupfermünzen muß ihr Geplänkel unterstützen. In der Regel hat der Feldwebel eine feste Taxe für den Liebesdienst eingeführt und er unterscheidet zwischen zwei Arten des Liebesdienstes, die verschiedentlich taxirt werden. Eine Abtheilung derer, die sich an ihn wenden, wird durch geheime,

dunkle Korridore vor die Thür der letzten Gallerie geführt. Hier harrt sie, bis es sechs Uhr schlägt. Während dann unten die Kasse aufgemacht wird und Hunderte dieselbe umlagern, sich um die Karten mit wahrer Lebensgefahr balgen, stürzt die Rotte vor der Thür über Hals und Kopf in die Räume und nimmt die besten Plätze vorweg. Aber selbst diese Privilegirten finden die erste Sitzreihe nicht mehr frei. Diese ist schon mit den intimen Bekannten besetzt, welche es sich nicht verdrießen lassen von drei, vier Uhr Nachmittags auf den Bänken zu sitzen. Da sitzen sie in der größten Dunkelheit, ihre Unterhaltung darf sich nicht über ein leises Flüstern erheben, damit ja Niemand eine Ahnung von ihrem Hiersein erhalte, da der Hausmeister dies ganze Schmuggelsystem natürlich per nefas führt. Wehe ihm, wenn der Director davon Wind bekäme. Ein Verrath ist nicht denkbar, weil sich jeder glücklich schätzt, einen Platz durch des Hausmeisters Vermittlung zu erhalten, um dem Gefecht bei der Kasse zu entgehen. Man denke sich eine ehrbare Familie, eine Mutter mit ihren Töchtern zum Beispiel. Das Theater ist ihnen ein Bedürfniß, aber sie ver-

mögen die hohen Sperrsitzpreise nicht zu erschwingen. Sie können unmöglich bei der Kasse um die Karte kämpfen: man würde sie dort in dem Gedränge zerreißen, mit Füßen treten. Für sie ist es also eine Wohlthat, daß mehrere Wege zum Himmel führen. Aus den drei, vier Stunden, die sie oben harrend sitzen, machen sie sich nichts. Jedes Familienglied bearbeitet im Finstern seinen Strickstrumpf mit der Hand und seinen Nächsten mit dem Munde, ganz so, als ob man inmitten eines Kaffeezirkels säße. Was für Augen aber machen jene, die sich unten an der Kasse blau und grün geprügelt haben, um eine Karte zu erhaschen, wenn sie in den dunklen Raum hineinzustürzen, und alle bessern Plätze besetzt finden! Ist das ein Schimpfen, ein Fluchen und Wüthen, ein Wundern zugleich für die, welche die Geheimnisse der letzten Gallerie nicht kennen. Jetzt wird der Luster in die Höhe gezogen. Man sieht sich, erkennt sich, ruft einander über die ganze Breite des Hauses zu, und unterhält sich auf dreißig bis vierzig Klafter Distanz mit schreiender Stimme, da natürlich Niemand daran denkt, den mühsam errungenen Platz aufzugeben. Man könnte drüben

einen Freund entdecken, den man durch zwanzig Jahre nicht gesehen, der eben aus Amerika oder Australien gekommen, man würde sich seinetwegen doch nicht vom Platze rühren, um ihn zu begrüßen. Solch' ein Opfer würde der Vater vom Sohne, der Bruder vom Bruder an dieser Stelle auch nicht prätendiren.

Je näher die Vorstellung heranrückt, je lauter wird es auf der Gallerie. Soll ein Gast in dem klassischen Stücke spielen, so unterhält man sich über diesen. Ein jüdischer Musensohn erläutert in jener Ecke den zwei Damen, in deren Gefolge er sich hier befindet, die Eigenthümlichkeit des Spieles des Gastes.

Man gibt z. B. Richard III. von Shakespeare.

„Geben Sie Acht," sagt der Judenjüngling zu den Töchtern des Ghetto, „bis er wird sprechen die wunderschöne Stelle: Ein Königreich für ein Roß! Sie werden sehen, wie er wird das sagen, wie wild und majestätisch zugleich — ich versichere Sie, dies Königreich für ein Roß allein ist den Zwanziger werth!" Und der Jüngling schüttelt seine rothe Mähne, putzt seine Brille und erörtert die Schönheiten des Stückes mit immer

beredterer Stimme. Unter diese bewundernden Phrasen mischt sich das grelle Rufen der Rettigmädchen, der Würstelmänner und der stereotype Ruf, der in diesen glühheißen Räumen auch den entschiedensten Anklang findet: Bier, meine Herren, Bier! Jeder Raum hat sein angestammtes Attribut, dem Parterre gehört das Gefrorene, der Gallerie Würstel und Bier!

Dort foppt eine Rotte wilder Studenten einige Ebräer, indem sie die Parodie des Piff-Paff-Puff-Liedes aus den Hugenotten anstimmt. „Werget sie, beutelt sie, watschelt sie — piff, paff, puff!" so entströmt es dem Munde der Uebermüthigen und die Juden lachen gutmüthig zu dem Spaße, zufrieden damit, daß man kein Attentat auf ihre Plätze ausführt. Nur am Samstag sind die Kinder des Ghetto kühner, denn dann sind sie in der Mehrzahl da, und das Terrain gehört ihnen.

Kaum ist der Vorhang aufgezogen, so flattert ein Theaterzettel nach dem andern ins Parterre hinab, da die Eigenthümer desselben in der andächtigen Stimmung ihn außer Acht ließen.

Seht ihr das dicke Menschenpaar an jener Stelle? Es hat sich hinter einer wahren Nieder-

lage von Toilettebestandtheilen verschanzt. An den Eisenstäben festgenestelt hängt da der riesige Rokokohut der Dame, auf dem ein ganzer Blumengarten schwankt. Ueber dieser Frühlingsromantik schwebt der grimmige Norden, in Gestalt einer Pelzmütze, welche mit ihren herabfallenden Lederohren ein willkommenes Kopfstück für einen Eskimo sein könnte. Ein Muff krönt die schwebende Kleider- und Rauchwarenausstellung, die den Unwillen des Hintermannes rege macht. Dieser streckt den Hals immer mehr vor um etwas zu sehen — immer vergebens, da schwingt er sich auf die Lehne der Bank, die er bisher inne hatte, hinauf, stützt die Füße auf die vordere Bank und versucht sein Glück auf diese Art. Es würde wohl gegangen sein: aber da verliert der Unglückliche das Gleichgewicht und rutscht auf den Nacken der dicken Frau herab. Die Indignation dieser letzteren läßt sich nicht beschreiben. Aber sie vermag die Last nicht abzuschütteln, sie muß den Kopf zwischen den Füßen des jungen Mannes eingekeilt halten, weil dieser selbst sich nicht rühren kann. Die Dame hält die Stellung des jungen Mannes für berechnete Bosheit, und eröffnet einen Zwick-

feldzug gegen seine Beine, immer keuchend: „Ehe ich den Menschen da sitzen lasse, sehe ich lieber gar nicht auf die Bühne!“ Indem sich der junge Mann gegen die Angriffe der Frau wehrt, hat er das Unglück an die hängenden Gärten der Semiramis anzustoßen, welche den Hut der Dame bedecken. Der Knoten, der den Hut am Eisengeländer festhielt, giebt nach, und Hut, Pelzmütze und Muff stürzen in die gähnende Tiefe des Parterres hinab. Die Höllenfahrt erregt ein unauslöschliches Gelächter, in welchem die Stimme des brüllenden Ehepaares mit ihrem „Sie werden augenblicklich meine Pelzmütze holen!“ verschwindet.

In der Arena.

In der Arena, haben wir geſagt? Ei pſt, pſt — wehe uns, wenn uns ein Bühnenkünſtler belauſcht hätte! Das Wort Arena iſt ganz geeignet, einem Bühnenkünſtler Krämpfe und nervöſe Zuckungen zu bereiten. Da muß man ſich ſchon mit einer Umſchreibung helfen und dem unzarten, zu ſehr an die Gladiatorenkämpfe der Römer und an die Stiergefechte der Spanier erinnernden Begriffe: Arena das nobler klingende Wort: Sommertheater ſubſtituiren. Freilich koſtet es immer noch große Mühe, ehe ein Künſtler ſich entſchließt, im Sommertheater zu ſpielen — aber Noth bricht Eiſen. Ehe ein Schauſpieler vor leeren Bänken im Stadttheater ſpielt, läßt er ſich doch endlich lieber herbei, vor gefüllten Bänken im Sande zu agiren. Ja im Sande — es iſt kein Scherz, im Sande wurzelt die moderne Schauſpielkunſt. Sie

braucht kein Podium, keine beleuchteten Räume mehr, die auf Täuschung berechnet sind — unter dem glühenden Strahl der Junisonne gedeiht sie am besten. Dem armen Schauspieler wäscht der Schweiß die Schminke von der Stirn und Wange weg, die Sonnenhitze löst selbst das Gummi auf, welches den Schnurr- und Knebelbart an Lippe und Kinn festhält; aber alles dies darf den modernen Künstler nicht beirren, denn die Kunst geht nach Brod, und die Arena gibt das Sommerbrod.

Es ist ein schöner Sommermorgen. Geschäftig eilt der Theaterdiener von Straße zu Straße, um die Fahnen an den hervorragenden Punkten der Stadt auszustecken, welche die Vorstellung in der Arena signalisiren. Gegen die Mittagszeit hin setzen sich riesige Omnibusse in Bewegung, welche die Garderobe, sowie auch sonstige Theaterrequisiten und Ausstattungsstücke dem Sommertheater zuführen. Kaum hat es zwei Uhr geschlagen, so setzen sich schon einzelne Truppe von Fußgängern dem betreffenden Thore zu in Bewegung. Das sind die Arenaschwalben — ihnen ist es darum zu thun, sich in dem Centro der Gallerie einzunisten. Die Unvorsichtigen — sie haben ver-

gessen, den Himmel zu rekognosciren; dort hinten, ganz hinten am fernsten Ende des Horizontes taucht ein eigenthümlich graues Wölkchen auf, so klein und unansehnlich wie eine Erbse und doch schreckenschwanger.

Fragt nur den Theaterdirektor nach der Bedeutung dieser Wolke: er kennt sie und wird Euch mit thränenerstickter Stimme erzählen, wie viele volle Arenahäuser sie ihm zu Wasser gemacht hat. Jetzt eben steht der arme Leiter des Thespiskarrens auf einer Anhöhe, welche eine weitgreifende Umschau zuläßt. Sein kummervoller Blick haftet nur auf einem Punkte des Horizontes — auf jener unscheinbaren Wolke. Er denkt an Treumanns verhängnißvolles Couplet: Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf. Diese kleine Wolke wird mit Großem aufhören, unser Mann zweifelt nicht daran.

Inzwischen sammeln sich immer zahlreichere Gruppen um die Theaterkassa, je näher die Anfangszeit des Schauspieles heranrückt. Aber auch auf dem Himmel fängt es an, immer lebhafter zu werden. Seine Fläche theilt sich schon in zwei scharf gesonderte Partien, davon die eine noch in

tiefem Blau schimmert, während die andere alle Uebergänge aus dem Grauen in das Rabenschwarze durchmacht. Die Arenalustigen werfen immer besorgtere Blicke auf das Himmelsterrain, wo sich offenbar Alles zur Krise rüstet. Jeder Schritt, den man der Theaterkassa näher macht, um sich bei derselben eines Billetes zu vergewissern, begleitet ein bedenkliches Aufschauen zu dem tückischen Himmel.

Aber man muß sich entschließen.

Der Direktor, welcher von seinem Feldherrnstandplatze das Getümmel der himmlischen Heeresmassen aufmerksamen Blickes verfolgte, erwägt, daß das Wetter wohl noch eine kleine halbe Stunde aushalten dürfte. Diese halbe Stunde kann ihn retten. Ist einmal der erste Akt ausgespielt, so braucht er nach den althergebrachten Arenastatuten das Geld nicht mehr zurückzugeben, es mag donnern und wettern, wie es will. Und weise Arenadichter haben im edlen Bündniß mit bedrängten Theaterdirektoren schon dafür gesorgt, daß kein erster Akt eines für die Arena berechneten Stückes über eine Viertelstunde dauere. Diese Umstände erwägend, gibt der Direktor das Signal zur Er-

öffnung des Treffens zwiſchen den himmliſchen Mächten und der Theaterkaſſa.

Der Pöllerſchuß, welcher den alſogleichen Beginn der Vorſtellung anzeigt, ertönt und gleichzeitig ergeht an den Regiſſeur die Weiſung, die Hälfte des erſten Aktes zu ſtreichen und dieſen ſelbſt um jeden Preis auszuſpielen.

Der Schuß fällt — Alles wirft ſich auf die Kaſſa. Man vergißt den Himmel — es iſt ja doch möglich, daß es aushält! Und ſollte man den weiten Weg aus der Stadt umſonſt in der ſengenden Hitze gemacht haben? Nein, man riskirt lieber ſein Geld und ſtürmt in die Arena. Das Haus füllt ſich immer mehr — da ertönt das erſte Donnergrollen. Alles fühlt, daß es nun Ernſt wird — aber man hat einmal bezahlt und die Kaſſa gibt kein Geld zurück. Die Klingel ertönt, das Orcheſter fängt an zu ſpielen, einzelne Donnerſchläge, anfangs noch fernher grollend, dann immer lauter ſich geberdend, akkompagniren den Schlägen der türkiſchen Trommel, welche ſich vergebens müht, den Lärm der Elemente zu übertäuben. Der Vorhang geht auf unter dem Zickzack des erſten Blitzes. Die Frauen fangen an zu

kreischen, die Kinder zu weinen, die Männer unruhig auf ihren Sitzen hin und herzurücken. Sehen Sie dort das kleine Männchen an, mit den weißen, breiten Beinkleidern, dem langen, blonden, wallenden Haare, dem niedrigen weißen Hute. Er geberdet sich am ängstlichsten, er richtet seinen Stecher am häufigsten auf die dräuenden Wolkenmassen. Aber der Mann hat auch triftigen Grund zu verzweifeln. Er ist Kritiker eines kleinen Journals und ist auf seine Gefahr da. Wird das Stück nicht ausgespielt, so kann er keinen Bericht über dasselbe schreiben, und erhält somit auch den Zwanziger nicht ersetzt, den er an Parterreentrée ausgegeben. Wehe dem Armen, wenn es einen feuchten Sommer gibt. Dann muß er, da es mehr unausgespielte als ausgespielte Stücke gibt, mehr Zwanziger zusetzen, als er deren einnimmt und betrogen ist er um die Hoffnungen, die er auf die Arena gesetzt.

Das Stück geht an. Es ist der römischen Geschichte entnommen und behandelt die Rettung des Kapitols durch die Wachsamkeit der Gänse. Der römische Feldherr tritt heraus. Er ist ein herkulisch gebauter Mann, der gewaltig brüllt.

Obwohl ihm das Gewitter auf dem Nacken sitzt, so war er doch nicht zu vermögen, von seinem großen Monologe auch nur eine Sylbe zu streichen. Der Direktor wünscht ihn in das Land, wo der Pfeffer wächst, denn er verzögert den Schluß des ersten Aktes um fünf Minuten. Dafür brüllt er aber so, daß die Leute den Donner vergessen, weil er schwächer ist, als das Wort des großen Mimen.

Gegen das Ende seines Monologs ruft der Feldherr seine Krieger, die kampfbereit hinter den Koulissen stehen, in den Streit.

„Fort — fort — in's Gefecht!" donnert er und ein kleiner Fahnenträger, der dem Feldherrn gerade bis an die Hüfte reicht, schleicht aus den Koulissen hervor.

Der Unglückselige! Er ist früher gekommen, als er sollte. Noch ist der Monolog nicht zu Ende und der Fahnenträger hätte erst auf eine zweite Aufforderung des Feldherrn hervorbrechen sollen. Dafür lassen ihn die Streiter, welche das Stichwort besser memorirt haben, auch im Stich und er steht allein auf der Bühne. Der Feldherr schleudert ihm einen grimmigen Blick zu — dann nimmt er ihn ganz gemüthlich beim Genick und

schiebt ihn zurück in die Kouliſſe, ohne ſich durch die Manipulation in der Weiterführung ſeines Monologes ſtören zu laſſen.

Die letzten Worte des großen Selbſtgeſprächs fallen mit den erſten Regentropfen zuſammen. Wer einen Regenſchirm hat, ſpannt ihn auf und der Zuſchauerraum iſt alsbald anzuſehen wie ein Tulpenfeld, da es in demſelben eine ganze Flora von rothen, blauen, grünen, gelben und ſchwarzen Schirmen giebt. Die Schauſpieler laſſen ſich durch die Tropfen, welche anfangs vereinzelt fallen und ſo groß wie Groſchenſtücke ſind, nicht abſchrecken und agiren weiter, obwohl ſie die Worte mehr verſchlucken als ſprechen, um nur ſchneller fortzukommen.

Jetzt marſchiren die Gänſe auf, welche das Kapitol retten ſollen. Es ſind wahre, wirkliche und leibhaftige Gänſe, welche auf mehreren Proben ſattſam dreſſirt wurden. Ein lebhaftes Klatſchen des Publikums empfängt dieſe lebendige Illuſtration der römiſchen Geſchichte. Die zahlreich verſammelte Schuljugend auf der letzten Gallerie ſieht den Titus Livius Fleiſch und Gans geworden vor ſich, vergißt den Regen und verfolgt auf-

merksamen Blickes die Bewegungen der Gänse. Gravitätisch rücken diese vor, da will es die Malice des dunklen Geschickes, daß ein furchtbarer Donnerschlag ertönt, während sich die weißen Zweifüßler inmitten des Schauplatzes befinden.

Ganz auf ihre erhabene Mission vergessend, stäuben die Gänse nach allen Seiten auseinander. Mit ausgespreizten Fittigen rennen sie umher und drohen Alles umzureißen. Die Krieger werfen sich auf die erschreckten Thiere und versuchen sie bei den Flügeln zu erwischen. Römer und Gallier vergessen ihren tödtlichen Haß gegen einander und vereinigen sich in brüderlichem Wirrwarr um die unseligen Geschöpfe einzufangen, welche das Kapitol hätten retten sollen, wenn es nicht zufällig gedonnert hätte.

Da sieht man, wenn auch nicht sonnenklar, so doch gewitterhell, wie die kleinsten Ursachen oft die größten Wirkungen vereiteln.

Auch der Souffleur betheiligt sich in seiner unterirdischen Loge an der Gansjagd, und bekömmt wirklich ein Individuum der gefiederten Race, welches seiner Höhle zu nahe kömmt, in seine Gewalt. Er hält es bei den Flügeln in die Höhe

und ruft dem Feldherrn, der gerade in der Nähe steht, zu, er möge ihm das Thier abnehmen. Der Feldherr aber, der zufällig abgewendet steht, so daß er das Treiben des Souffleurs nicht sieht, glaubt, daß der Letztere lauter als gewöhnlich soufflire um den Lärm der Elemente zu übertäuben, und wiederholt mit hohem Pathos die flehentliche Bitte des Souffleurs:

„Nimm mir die Gans ab, Feldherr!"

Zu einer anderen Zeit würde dieser Irrthum ein homerisches Gelächter provozirt haben — jetzt ging er spurlos vorüber, da im Zuschauerraume Niemand mehr auf die Reden der Schauspieler achtete. Der Regen prasselte bereits in Strömen nieder und an dem Ausgange hatte sich ein Kampf auf Leben und Tod um die Frage entsponnen, wer es besser verstünde, sich herauszudrängen. Nur einzelne Individuen, deren Regenschirme von fester Qualität waren, behaupteten noch ihre Plätze, aber auch sie vermochten es auf dem nassen Sandboden nicht mehr auszuhalten, sondern bestiegen die Bänke, auf denen sie früher gesessen.

Die Schauspieler ließen sich durch das Hinausströmen des Publikums keinen Augenblick irre

machen. Die Ordre lautete: Der erste Akt muß ausgespielt werden. Als es aber ziemlich dick zu hageln begann, wurde es den römischen und gallischen Kriegern denn doch etwas unangenehm zu Muth, und sie wagten es nicht mehr, sich ohne Bedachung dem Unwetter bloßzustellen. Es erschien denn auch der Anführer der Gallier mit einem riesigen rothbaumwollenen Regenschirm, unter welchen er einen eben hervorstürzenden Römer brüderlich und freundlich aufnahm. Aller Nationalitätenhaß war in der allgemeinen Sündfluth untergegangen, Freund und Feind theilten einen Schirm.

Endlich war der erste Akt zu Ende gespielt. Der Direktor lächelte selig, das Publikum aber lächelte nicht. Denn die, so sich vor den Regenfluthen geflüchtet hatten, waren im buchstäblichen Sinne aus dem Regen in die Traufe gekommen. Sie hatten nämlich in der gedeckten Vorhalle ihre Zuflucht gesucht. Die Dielen derselben vermochten aber nicht lange dem Regen zu wiederstehen und bald brach dieser in dicken Strömen durch die breiten Fugen ein, den weichen Lehmboden in dicke gelbliche Jauche verwandelnd, und an der Toilette

der Damen namentlich gräuliche Verwüstungen anrichtend. Niemand duldete, daß der Nachbar den Regenschirm aufmache, weil das Wasser vom Dache des Schirmes auf die Kleider der Umstehenden geleitet wurde. Man zog es jetzt vor, die Vorhalle zu verlassen und sich im Freien dem Gußregen auszusetzen. Es wurde geschimpft und geflucht — die Damen warfen verstörte Blicke auf ihre verdorbenen Toiletten. Seide und Spitzen zusammengeknittert und naß zum Auswinden — die farbigen Muster der Kleider abgedrückt auf den kothbefranzten Röcken!

Endlich hat der Himmel ein Einsehen — der Regen hört auf. Die Leute stürmen wieder in die Arena. Der Vorhang geht auf; der Regisseur erklärt, daß nicht weiter gespielt werden könne. Wie soll auch das Kapitol gerettet werden ohne Gänse? Und die Gänse waren nicht mehr zu vermögen, auf der Bühne zu erscheinen. Im Zuschauerraume bricht ein Höllenlärm los. Der Regisseur wird ausgezischt. „Spielen — ausspielen!“ schreien hundert Stimmen durcheinander. Ein Sonnenstrahl unterstützt die Sturmpetition. Die Schauspieler müssen sich bequemen zu spielen. Es wird

frischer Sand gebracht und über den nassen gestreut Die Statisten lassen sich in den Zuschauerraum herab und beginnen die nassen Bänke abzuwischen. Das Publikum kömmt kraft eines stillschweigenden Kompromisses überein, daß es heute keine Sperrsitze mehr geben soll. Alles steigt auf die Bänke hinauf, auf denen man doch der Nässe wegen nicht sitzen kann. Da sendet der Himmel einen zweiten gewaltigen Regenschauer nieder, und dieser treibt erst Alles in definitive Flucht.

Das ist die Geschichte eines Arenavergnügens.

Der letzte Faschingstag.

Auf, auf und hinaus in das muntere, tolle Treiben der letzten Faschingstage, welchem sich selbst die Straßen, diese uralten Chroniken von Stein nicht entziehen können. Mögen die altehrwürdigen, spitzigen Giebel immerhin bedenklich den Kopf dazu schütteln, drunten treibt doch Vetter Harlequin sein possierliches Handwerk, und kümmert sich wenig darum, was die griesgrämigen Alten dazu sagen. Die ganze Stadt wirft er zu einem bunten Chaos durcheinander, daß keiner weiß, wo ihm der Kopf steht, die Sohlen eines jeden Stadtkindes bestreicht er mit Feuer, daß sie ihm brennen und er hin- und herrennen muß, um die allgemeine Verwirrung noch zu erhöhen, nicht anders, als ob ihn die Tarantel gestochen hätte. Seht Euch doch die Straßen an — Ihr begegnet Niemand, der seinen gewohnten, gemessenen Gang

hinginge! Dort jenem alten Herrn selbst steigt mit einem Male die Melodie zu Kopf, nach welcher seine Enkel auf dem gestrigen Kinderball die erste Quadrille getanzt: ein seliges Lächeln verklärt seine harten, strengen Züge, wie im Takte fangen seine Schultern sich abwechselnd an zu heben und zu senken, und so tänzelt er hin, umstrickt von der verführerischen Lorelei süßer Ballreminiscenzen, hüpfend, lächelnd, trällernd. Die Mädchen huschen heute an Euch vorüber, wie das böse Gewissen. Die einen haben ein bleiches, übernächtiges Gesicht, daraus die schwarzen Augen fast unheimlich hervorglimmen.

Das ist die Garde, welche die letzte Faschingsschlacht schon geschlagen hat.

Unsicher wanken diese Wesen hin, keines hat ein Auge für diese Welt, die Erinnerungen an das letzte heiße Balltreffen von gestern kämpfen mit der Sehnsucht nach der Ruhe eines Nachtbivouaks — wie ein erlöschendes Wachtfeuer lodert das Auge drein — der Mund verzieht sich zum Gähnen — gute Nacht!

Die zweite Section der Frauen stürmt an Euch vorbei, wie der Blitz. Das Gesicht strahlt, das

Auge schwelgt im Vorgenusse der nächsten Nacht, der Schritt ist elastisch, er hat etwas von dem Pas der Mazurka — Du willst still stehen und bewundern, aber das schöne Bild ist schon verschwunden.

Mitten durch dieses interessante Treiben rennt das Heer der Schneider und Friseure.

In jeder Straße wimmelt es von luftigen, schmächtigen Gestalten, welche sauber in Seidensacktücher gewickelte Geheimnisse tragen, lauter Fräcke, mit welchen sie weltbeglückend hinfliegen, sich bewußt, daß sie etwas tragen, von welchem das stolze Motto gilt: **In hoc signo vinces!**

Die Fiaker schmunzeln, ihre Standorte gleichen belagerten Festungen und nie ist eine solche Festung schwerer zum Capituliren zu bringen, als eben heute. Die Besatzung läßt sich auf gar keine Unterhandlungen ein; man hat hundert Bestellungen, und der Papa, welcher eben mit jenem unerschütterlichen Fiaker, diesem Zubringer der Bälle **par excellence** accordirt, muß sich trotz alles Krümmens und Gesichterschneidens doch bequemen, das Geforderte zu geben, will er nicht zu Fuß mit seiner Garde den Ballsaal nehmen.

Die Läden ſtrahlen heute in dem verlockendſten Farbenſchimmer. Was es da an Stoffen und Schmuck, an Fächern und Handſchuhen, an Parfümerien und riechenden Seifen gibt, wird hervorgezogen und in den Vordergrund geſchoben. Die ſonſt mit dem Gaſe ſo ſparſamen Kaufleute halten ihre Läden in dieſen Tagen um ein Stunde länger offen als gewöhnlich, um ihre Herrlichkeiten, von dem geiſterhaften Lichte der kleinen Flämmchen beſtrahlt, den Abend- und Nachtwandlern länger vor die Augen zu ſtellen — es kann ja einen Sterblichen geben, der ſich plötzlich ſpät am Abend noch erinnert, daß er keine Handſchuhe, keine Bruſtnadel, keinen Vatermörder hat, oder aber eine Sterbliche, welcher erſt ſpät einfällt, daß ſie keinen Kranz hat.

Während wir ſo hinpromeniren, wird es Nachmittag.

Wir huſchen an den Wirthshäuſern vorbei, die türkiſche Trommel, welche aus den ebenerdigen Lokalitäten trommelfellerſchütternd hervorraſſelt, verlockt uns ſtehen zu bleiben und einen Blick in die Säle zu werfen. Ein wildes Stampfen und Drehen tobt darin, zuweilen übertönt ein ausgelaſſenes

Gejohle den brummenden Baß, wüste Gestalten schleudern einander gegenseitig aus einer Ecke in die andere, dazwischen kreist der Branntwein, ein Krapfen, der weit um sich einen seltsamen Geruch verbreitet, auf Bestandtheile hindeutend, welche im Kochbuche für Krapfen eben nicht vorgeschrieben zu sein pflegen, fliegt aus einem Saalwinkel in den anderen; der mit diesem Zärtlichkeitsbeweise bedachte Geselle erwidert auf ähnliche Weise den Gruß.

Ist das ein Ball von heute? fragen wir, auf unsere Uhr sehend, welche erst die vierte Nachmittagsstunde zeigt.

Ach nein, das ist schon ein Ball von gestern!

Gestern Abends um sieben Uhr hat er angefangen, hat die ganze Nacht, den ganzen heutigen Tag gedauert und tobt, wie wir sehen, noch um vier Uhr Nachmittags fort! Das heißt denn doch den Becher der Freude bis auf die Neige geleert! Sinkt daneben die mit verschlafener Miene zum Besten gegebene Phrase des Dandy: „Ich bin erst um fünf Uhr Früh vom Balle nach Hause gekommen!“ nicht in ihres Nichts durchbohrendes Gefühl zurück?

Wir kommen an der Kaserne vorbei, in welcher es gleichfalls lustig hergeht. Um einen langen Tisch sitzen dreißig, vierzig Gestalten, das kleine Lichtstümpchen flackert, der Krug geht von Mund zu Mund, die Karten fliegen, das Soldatenweib welches im Vordergrunde am umgitterten Fenster das Geschirr wäscht, lacht von Zeit zu Zeit laut auf über die Scherze, welche von dem lustigen Tische emporknistern.

Indem wir an dem Bräuhause vorbeisegeln, kömmt uns eine ganz in Stroh eingewickelte Gestalt entgegen, welche den gleichfalls mit Stroh umwickelten riesigen Stock eines Tambourmajors schwingt. Hinter dem Strohmanne zieht singend, lachend, tanzend, treibend eine hundertköpfige Schaar von Knaben einher; wenn der Führer seinen Stock schwingt, so stimmt das ganze Rudel im hallenden Chor die bekannte Marsch-Melodie aus „Faust und Margaretha“ an.

Indem wir uns an der Strohmaske vorbei mühsam Bahn brechen, kommen wir zu einem anderen Bräuhause, dessen Pforte von hundert lärmenden Neugierigen umtobt wird. In dem Augenblicke, wo der ganze Schwarm der Gassen-

lärmer auf das Thor eindringt, bricht aus diesem ein Teufel heraus, blöckt seine riesige, rothe Zunge auf die Menge aus, und treibt, einen Kehrbesen schwingend, die Rotte wie Spreu in alle Winde auseinander, indem er sie noch weit die Gassen hinab verfolgt.

Inzwischen ist es Nacht geworden.

Die Zeit, wo man sich zum Balle rüstet, ist längst da.

Die Straßen sind mit Fiakern bespickt, vor jedem zweiten Hause hat solch eine bespannte, glimmende Schildwache Posto gefaßt.

Alle Gasbeleuchtung ist heute überflüssig in den Straßen, diese Fiaker stellen mit ihren Laternen eine regelmäßige Beleuchtung her.

Dagegen wird es lebensgefährlich, eine Straße querüber zu passiren. Von links und rechts rasselt es plötzlich mit Windeseile daher, und ehe man sich dessen versieht, befindet man sich in einem Kreuzfeuer von Wägen.

Das Fiaker-Treiben ist possirlich anzusehen. Mit welcher Ungeduld sie zu den hell erleuchteten Fenstern der Stockwerke hinaufsehen! Natürlich, eine halbe Stunde später sollen sie schon wieder

vor einem anderen Hause stehen. Endlich vermag es der Mann nicht mehr auf dem Bocke auszuhalten, er springt herab und beginnt auf dem Trottoir hin und her zu rennen. Die Pferde wiehern und stampfen, der Fiaker stößt einen leisen Fluch aus. Nach einigen Augenblicken wiederholt er ihn etwas lauter und durch einige Zusätze amplifizirt, bis er endlich seiner Erbitterung in einem endlosen Schwall von Flüchen und Schimpfwörtern Luft macht.

Wenn der Mann erst wüßte, welche Verwirrung droben im ersten Stockwerke herrscht, welches er auf den Ball führen soll! Der ganze Stock ist in Aufruhr, die fünf Töchter laufen rathlos durcheinander, es ist halb acht und der Friseur, welcher versprochen hatte, um halb sieben zu kommen, ist noch nicht da. Was hilft es, daß man zu ihm schickt, was hilft es, daß man aussendet um jeden Preis einen anderen aufzutreiben — wenn man ein Königreich für einen Friseur böte, es wäre doch keiner zu haben! Die Töchter ringen verzweiflungsvoll die Hände — was werden die Tänzer sagen, welche auf den ersten Galopp engagirt sind? — Mama hat zu trösten, Papa bürstet sich

kleinlaut den Frack: da endlich wird die Thüre aufgerissen, ein Männchen mit hochrothem Gesichte stürzt herein, wirft sein Rüstzeug von sich, schreit: „Her meine Damen, bitte!“ Die Gesichter der Damen verklärt ein seliges Lächeln, sie vergessen ganz darauf, den Friseur auszuzanken, sie setzen sich nur hastig in eine lange Reihe hin, hüllen sich in lange Leintücher ein, welche, damit den Toiletten kein Leid widerfahre, einen weiten, bauschigen Bogen um die Gestalten beschreiben, so, daß es sich schier nicht anders ansieht, als säße eine Reihe von Geistern da, die eben aus einer geheimen Versenkung emporstiegen. Der Friseur macht über jeden Kopf einige kühne Striche, und siehe da, hier entfaltet sich ein reizendes Titusköpfchen, dort blüht ein Lockenhaupt auf, dort entstehen die schönsten Scheitelwellen; hier bläht sich wieder das Haar in kühner Wölbung nach rückwärts. Noch einige Minuten und der Fiaker, welcher schon das ganze Register seiner Flüche erschöpft hat, kann endlich den Schlag aufreißen.

Aber wie bald wird ihm nicht neue Gelegenheit, seine Schimpfwörterrhetorik zu entfalten! Da es acht Uhr vorüber ist, so kömmt der Wagen

tief rückwärts in die lange Reihe, welche gegen den Ballsaal zu Queue bildet.

Wehe dem armen Fiaker, wehe der Familie, die schon wieder auf ihn harrt! Ehe er sich zum Portal des Ballsaales durchgerungen, wird es zehn Uhr.

Wir haben keine Lust neben ihm auszuharren und schauen in ein anderes Quartier hinein; dort gibt es auch mehrere Töchter. Die bringt kein Friseur in Verlegenheit, da eine der anderen dienstfreundlich selbst den Kopf zurichtet. Dagegen läßt wieder der Schneider auf sich warten. In einem rückwärtigen Zimmer steht ein junger Löwe und erwartet ungeduldig die Ankunft von Freunden, mit welchen gemeinschaftlich er aus öconomischen Rücksichten auf den Ball fährt. Endlich toben diese herein, die Ueberschuhe werden in alle Winkel geworfen, und nun geht es Stiegen ab den Triumphen zu.

Wir aber gehen nach Hause, ein Gang, welcher heute nicht so leicht auszuführen ist, wie gewöhnlich, da wir alle zehn Schritte eine krumme Linie um einen Fiaker beschreiben müssen, welcher nahe am Trottoir stehend eben im Einpacken be-

griffen iſt. Und wer da weiß, wie ſchwer es iſt, vier, fünf ſolcher Reifröcke in einem Kaſten hineinzupacken, ohne ſie zu zerquetſchen, der begreift auch die ehrfurchtsvolle Scheu, mit welcher wir der Verpackung aus dem Wege gehen.

Ein Hausball.

Hausball — süßes Wort für all die tausend Mädchen, welche auf keinen öffentlichen Ball geladen wurden, sei es daß sie zu wenig Bekanntschaften haben, oder daß sie über das Normalalter oder die Schönheitslinie hinaus sind!

Ein Hausball macht Alles gut. Es ist noch nie dagewesen, daß man auf einem Hausballe sitzen geblieben wäre. Die Herren mögen wollen oder nicht, sie müssen daran, und für die Häßlichste schlägt da eben so gut die Stunde wie für die Schönste. In einem Hausballe waltet das allgewaltige Wort „Rücksicht“ vor, dessen Kurs auf einem öffentlichen Balle weit unter Pari hinabgeht.

Auch die Frauen sind den Hausbällen gewogen und sie wissen recht gut warum. Der Hausball ist so ganz eigentlich der Leibball der Hausfrauen. Da können sie sicher sein, daß sie auch zu einem

Tänzchen kommen, und so für ihre mannigfache Plage doch einige Entschädigung finden. Sind doch die Frauen, was das Balltreiben anlangt, am schlimmsten daran. Im Gewühle des großen Balles gehen sie unbeachtet verloren. Der achtzehnjährigen Mädchen in rosarothen und weißen Florkleidern sind so viele, daß man die majestätisch einherschreitenden Frauengestalten in den stereotypen schwarzseidenen Kleidern darüber nur zu leicht übersieht.

Wie sie da in den schwarzatlassenen Roben melancholisch einhergehen, scheinen sie Trauer zu tragen um die eigene Jugend. Und die fröhliche Männerwelt will mit der Trauer nichts zu schaffen haben.

Nicht jede Frau hat einen so galanten Mann, daß er sich selbst als Tänzer stellte, wenn ein anderweitiges Kontingent ausbleibt. Und zuletzt wird es doch ungemein langweilig, immer mit dem eigenen Manne zu tanzen. Die Tour, die man außer dem Ballsaale mit ihm hat, ist so groß, daß man ihm die Touren im Ballsaale leicht und gern schenkt.

Will sich eine Frau, die mit den öffentlichen

Bällen auf keinen grünen Zweig kommen kann, einen recht guten Tag machen, so arrangirt sie einen Hausball. Da bleibt ihr unter allen Umständen eines gewiß; ist der Hausfreund noch so bequem, der Quadrille kann er doch nicht ausweichen. Und man braucht nur recht viel Quadrillen auf's Programm zu setzen. Zuweilen regt sich doch auch ein Gefühl der Dankbarkeit bei einem oder dem anderen der geladenen Herren und bestimmt ihn nach weggelegtem Schinkenbein die Hausfrau um eine Polka zu bitten.

Ist erst einmal beschlossen, daß ein Hausball gegeben wird, so beginnt es sich auch alsbald in dem sonst so stillen Haushalte fabelhaft zu regen.

Zuerst entstehen Debatten über die Qualität des Balles. Welches Gesicht soll man ihm geben? Soll es ein Piknik werden, oder soll man von einer Verzehrungssteuer großmüthig absehen und Freiheit des Essens und Trinkens proklamiren? Gewiß ist, daß man sich die Gefühle der Tänzer weit entschiedener geneigt macht, wenn man die Taschen derselben respektirt. Entscheidet man sich aber trotz alledem für die Besteuerung, so handelt es sich noch um das System, um den Steuermodus.

Soll nur das männliche Geschlecht von der Last getroffen werden, oder soll man die „Köpfe“ gelten lassen und eine Kopfsteuer einführen und diese für die Männer zu einer direkten, für die Frauen zu einer indirekten machen, bei welcher das Objekt und die Steuerquote — die Schüssel — freigelassen wird?

Das Familienhaupt ist in der Regel für Besteuerung — die Eitelkeit der Hausfrau sträubt sich gegen dieselbe. Legen wir eine Steuer auf das Kommen, argumentirt die Frau, wird die böse Welt nicht sagen, wir machen eine Einkommensteuer daraus?

Ist die Vorfrage entschieden, so handelt es sich um den Tag des Festes.

Ein Hausball kann füglich auf keinen anderen Tag anberaumt werden, als auf einen Samstag. Am Sonntag läßt sich dann so gut aufräumen, man kann ausschlafen, ohne sich dem Geschäfte entziehen zu müssen.

Naht der große Tag, so sieht man das Familienhaupt im Laufe des Tages einigemal gegen den Laden des Delikatessenlieferanten hinschießen, um sodann keuchend und schwerbelastet zurückzu-

kehren, in der rechten Hand zwei Punschflaschen, in der linken ein Apfelsinensextett, welches die Bestimmung hat, in eine Orangade aufzugehen.

Die Frau legt ihr lieblichstes Gesicht an und sucht die Schaar der Bekannten der Reihe nach heim. Feierliche Stille empfängt sie überall.

Man ahnt schon, um was es sich handelt. Dunkle Gerüchte haben längst die Kunde, daß das Haus X einen Hausball geben wolle, in alle Weltgegenden hinausgetragen. Endlich wird das große Wort gesprochen: „Dürfen wir auf die Ehre rechnen, Sie Samstag Abends bei uns zu sehen?“ heißt es hüben — „Bitte recht sehr — diese Auszeichnung — wir werden so frei sein“ — heißt es drüben, man knixt und geht.

Kaum ist man aber gegangen, so heißt es: „Also die X geben wirklich einen Ball — wir sind doch neugierig, wie die Geschichte ausfällt!“

„Der Ball wird gewiß nur dem neuen Pianoforte zu Gefallen gegeben!“ fällt hier eine boshafte Bemerkung.

„Die X schauen mir gar nicht so aus, als ob sie einen Ball geben sollten!“ wirft ein Nichtgeladener höhnisch hin. „Da steckt gewiß die Fa-

milie V. dahinter, welche ihre Kinder einmal recht austanzen lassen will und zu Hause keinen Raum zu dergleichen Evolutionen hat. Die X geben nur das Lokal her — Sie können mir's glauben!"

Vater X sitzt inzwischen zu Hause, schält und stößt Mandeln für die Mandelmilch, preßt Citronen aus und nagelt die Damentoilette zusammen, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn läuft.

Endlich ist der große Abend da. Der Salon prangt hell gewichst, die liebliche Schaar der Kalbs- und Hammelkeulen empfängt den Eintretenden, dessen Blick von den Krapfenpyramiden nur abschweift, um die pyramidalen Schönheiten des Abends in's Auge zu fassen, welche tanzgewärtig auf den Diwans ruhen.

Die achte Stunde schlägt, das Piano ist aber immer noch verwaist. Die Hausfrau geräth in Unruhe: sollte der Musiklehrer der Familie, welcher das Orchester übernommen, wortbrüchig geworden sein? Sollte er eine einträglichere Soirée gefunden haben, die ihn bewogen hätte, fahnenflüchtig zu werden? Entsetzlicher Gedanke, dessen Bewahrheitung nicht lange auf sich warten läßt!

Ein unbekannter Knabe, der alle an ihn gerichteten Fragen mit einem stereotypen: „Ich weiß nicht“ beantwortet, bringt ein Billet, dessen eben so kurzer als niederschmetternder Inhalt lautet: „Gnädige Frau! der Aerger, den mir gestern die Unaufmerksamkeit des Fräuleins verursachte, als ich ihr die Geheimnisse der chromatischen Tonleiter enthüllen wollte, hat mir einen Bluthusten zu Weg gebracht, der mich verhindert, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten!“

Der Hofmarschall Kalb kann nicht so niedergedonnert dastehen, wenn ihm Ferdinand Luisens Brief zeigt, als die Hausfrau nach dieser Lektüre.

Was ist nun zu thun? der Beschluß, dem renitenten Musiklehrer ohne weitere Prozedur summarisch den Abschied zu geben, zaubert für den Abend kein Orchester herbei. Wenn inzwischen nur Noten da wären! So ist aber außer der Pechpolka und der alten Haymonskinderquadrille keine Tanzpiece bei der Hand. Der Musiklehrer hatte ja versprochen, eine Quadrille, einen Walzer und fünfzehn Polkas mitzubringen und den zur Acquirirung dieses Notenarsenals erforderlichen Gul-

denzettel vertrauensvoll im Antizipationswege erhalten.

Es bleibt nichts übrig, als das Unglück kund zu machen und eine Zwangsrekrutirung von Pianisten vorzunehmen. Glücklicher Weise findet sich sofort eine mitleidige männliche Seele, welche das Fegefeuer des zwangsweisen Spielens der Hölle des zwangsweisen Tanzens vorzieht, getreu an das Sprichwort sich haltend: Von zwei Uebeln muß man immer das kleinere wählen.

Eine Quadrille leitet den Ball ein — aber welch' eine Quadrille! der Spieler hat die Schwachheit, auch komponiren zu wollen und die Caprice nur seine eigenen Kompositionen zu spielen, diese aber mit einer Bravour und Energie vorzutragen, für welche erst noch ein Zukunftspiano erfunden werden muß.

So kömmt es, daß die Saiten bald wild durcheinander heulen und brummen. Und je mehrere derselben den Dienst versagen, desto unbarmherziger hackt der Künstler ein, um seine „Pueblaquadrille" zur Geltung zu bringen.

Dem Hausherren und Pianoeigenthümer steigen die Haare zu Berge. Wäre er nicht bei der Qua-

drille aktiv betheiligt, er würde gewiß neben dem Piano Posto fassen und zu retten suchen, was noch zu retten ist. So muß er sich begnügen mit den Zähnen zu knirschen und still zu seufzen — nicht einmal einige Grobheiten kann er dem rücksichtslosen Spieler an den Hals werfen, da der ganze Ball von dessen zehn willigen Fingern abhängt.

Nach der Quadrille treten jedoch Hausherr und Hausfrau zu einer stillen verzweiflungsvollen Berathung zusammen, welche den Pianisten nicht hindert, in eine fürchterliche Polka überzugehen, der eine Saite nach der anderen zum Opfer fällt, so daß man im Geiste des Klassikers sagen kann: Roma deliberante Saguntum periit, oder zu deutsch: Während die Hausherren beriethen, ging das Piano zu Grunde.

Die Berathung wird durch einen schauerlichen Zwischenfall unterbrochen. Man ist eben daran, den Schinken herumzugeben; die Herren gründen in den Fensternischen feste Niederlassungen und richten ihre Kniee, so gut es eben geht, zu Tischbrettern her, während andere bereits Betheilte die Brodportion in der einen, das Fleischatom in der

anderen Hand haltend, ein gymnastisches Luftverzehrungsexperiment vornehmen.

Wie sehnsüchtig jener Jüngling dem Augenblick entgegensieht, der auch ihm seine Ration zuführt — da spielt ihm das boshafte Schicksal einen entsetzlichen Spuck. Alle Lampen erlöschen mit einemmal, undurchdringliche Dunkelheit lagert sich über den Tanzboden.

Ein Schrei des Entsetzens begrüßt die unerwartete Finsterniß. Der Hausherr springt herbei und untersucht bei einem improvisirten Talglichte den Zustand der Lampen. Er ist ein inkurabler, die Armen haben gleichzeitig an der galoppirenden Schwindsucht ihr Leben ausgehaucht. Es ist kein Zweifel, der Glaser, von dem man die Lampen borgte, muß sich vergriffen haben. Anstatt der wohlgefüllten Exemplare, welche zwölf Stunden aushalten sollten, hat er arme, altersieche Krüppel geschickt, welche wahrscheinlich erst kürzlich einem andern Ballvergnügen geleuchtet hatten, von welchem her in ihren Eingeweiden noch ein spärlicher Oelinhalt zurückgeblieben war.

Woher jetzt gleichsam einen siebenten Schöpfungstag improvisiren und Licht schaffen? Wenn alle

Millykerzen und Oelhandlungen geschlossen sind, dann ist es schwer, „es werde Licht!“ zu rufen.

Der ganze häusliche Vorrath an Talgkerzen muß herhalten und da auch einige Oeltropfen ausfindig gemacht werden, so sieht man den Hausherrn bald wieder geschäftig die Lampen füllen und die Lichter aufstecken, welchen sorgfältig auszuweichen die Tänzer sich alle Mühe geben. Ergießt sich doch von den hin- und herflackernden Kerzenflammen ein wahres Meer von Talg in die untern Regionen, und erklärt den Fräcken einen unerbittlichen Krieg.

Von der momentanen Dunkelheit begünstigt haben sich schon einzelne zärtliche Paare von dem allgemeinen Vergnügen abgezweigt und occupiren die sämmtlichen disponiblen Nischen und Ecken, lieblichem Minnegeplauder huldigend. Allmählich löst sich die ganze Gesellschaft in solche Gruppen auf, da das Talgzwielicht des Saales dieser Absonderung einen großen Vorschub leistet.

Während die Mondscheinnaturen dem erotischen Triebe folgen, suchen materieller organisirte Naturen jene soliden Pläne auf, wo man dem König Gambrinus huldigt. Allmählig bildet sich ein

geschlossener Club stiller Zecher, dessen Mitglieder für die Gesellschaft verloren und durchaus nicht mehr zum Tanze zu bringen sind. Das Bier müßte aufhören zu fließen, wenn der Klub gesprengt werden sollte. Und selbst diese Sprengung käme dem allgemeinen Vergnügen nicht zu gut, denn der Klub würde sich nur auflösen, um sich nach Hause zu begeben. So ist es am Besten, man läßt der Sache ihren Lauf und die Herren vom Bier und Brot auf den Tschai und Punsch übergehen.

Mitternacht bringt den unvermeidlichen Cotillon und mit ihm Zank und Streit. Es bilden sich mehrere Partheien, ein Jeder will den Ton angeben und kommandiren. Dieser hat Pantöffelchen und Cotillonsterne mitgebracht, jener eine originelle Figur ausgedacht, und anstatt daß sich beide Theile vereinigten, sagen sie einander Grobheiten, daß sich die Hausfrau endlich besänftigend in's Mittel legen muß.

Mit dem Cotillon ist's nicht abgethan. Da hat jeder Tanz seine leidenschaftlichen Vertreter. Der eine möchte die Mazurka, der andere den Körtanz durchsetzen, jener preßt gar Paare

für die Styrienne. Um die Paare vollzählig zu machen, müssen Kinder und Individuen herhalten, welche von dem Tanze, darin man ihnen die Mitwirkung zumuthet, keine Idee haben. Und nun tollt und springt Alles wild und regellos durcheinander. Hier hüpft ein unendlich langer blonder Jüngling am Arme einer sechsjährigen Tänzerin hin, die ihm bis an's Knie reicht. Dort wälzt sich eine Aushilfsfigur schwerfällig hin und zeigt in jeder Bewegung den opfermuthigen Gefälligkeitstänzer.

Nach und nach erlöschen die einsamen Talgkerzen. Ein Ballgast nach dem andern entfernt sich, um nach acht Tagen mit einer Dankadresse für das genossene Vergnügen zurückzukehren.

Hausherr und Hausfrau machen sich um sechs Uhr früh daran, ein improvisirtes Nachtlager herzurichten. Ob wohl die Kritik der Gäste in die Träume ihres unruhigen Schlummers hinüberklingt? Wir hoffen nein, denn der Dank wäre ein zu trauriger.

„Ein schöner Ball," heißt es hier, „nicht einmal ein sitzendes Souper — mein Seidenkleid hat drei Fettflecke davon getragen, da ich es als Tischtuch verwenden mußte!"

„Die Krapfen waren wie Juchtenleder!“ bemerkt dort eine Dame ſchnippiſch, die ſich viel auf den weißen Rand ihrer Krapfen zu gut thut.

„Und dieſe Muſik — ich habe doch wenigſtens auf ein Quartett gerechnet!“

„Und ich habe in der Garderobe einen alten Hut mit fettiger Krempe für meinen neuen erwiſcht!“

Ein Kapitel von den Dienstboten.

„Gnädige Frau — seien Sie nicht böse, wenn ich Ihnen kündige — es fällt mir wahrlich schwer an!“

„Du kündigst mir — ich bin wie aus den Wolken gefallen — ich dachte, es gefiele Dir bei mir!“

„Ich habe auch gar nichts gegen meinen jetzigen Dienst — Sie behandeln mich gut — der gnädige Herr verfolgt mich nicht mit seinen Liebesanträgen, wie mein voriger Herr dies gethan — die Kost ist gut, der Kaffee süß genug, dann und wann setzt es ein Trinkgeld, ein abgetragenes Kleid bekomme ich auch zuweilen — ich habe Ihnen ohnehin noch zu danken für die abgetragenen Sommerstiefletten des gnädigen Herrn, die Sie mir erst gestern geschenkt haben —“

„Nun — wenn Du es, wie Du selbst einge-

ſtehſt, gut bei mir haſt, was treibt Dich fortzugehen?“

„Damit ich es Ihnen mit einem Worte ſage, gnädige Frau: das lange Vierteljahr, das jetzt kommt! Von Galli bis zu Lichtmeß — welche ungeheuere Zeit! Wie viel zerreiße ich da an Schuhen bei dem Schnee-, Thau und Kothwetter, wie würde ich frieren bei der Wäſche, wie würde ich mich abſtrapiziren in dieſem längſten und ärgſten aller Vierteljahre! Da hab' ich denn beſchloſſen, dieſes Vierteljahr mit dem Dienen auszuſetzen und zu meinem Stiefvater auf's Land zu gehen. Dort werde ich ihm ſchneidern helfen — er hat einen ungeheuren Kachelofen in ſeiner Schneiderwerkſtätte, hinter welchem es ſich ganz gut und gemüthlich ſitzt und näht. Dort bleibe ich bis Lichtmeß oder Georgi, dann komme ich wieder in die Stadt, und wenn die gnädige Frau mich dann brauchen kann, ſo wird ſie mich glücklich machen, wenn ſie mich wieder nimmt.“

Was will die gnädige Frau machen? Sie muß die Kündigung annehmen und ſich nach einem anderen dienſtbaren Geiſte umſehen.

„Denk' Dir nur, lieber Mann,“ empfängt ſie

den heimkehrenden Gemahl, „die Froni hat gekündigt! Das nächste Vierteljahr ist ihr zu lang, als daß sie für dasselbe Geld dienen sollte, wie in einem kurzen Vierteljahr!“

„Das ist eine schöne Geschichte,“ brummte der Mann. „Jetzt haben wir in drei Jahren den eilften Dienstboten! Als Du den ersten weggabst, weil er überall etwas lange blieb, sagte ich Dir gleich, Du wechselst Dir nichts aus. Jetzt hast Du's! Jedes Vierteljahr ein anderes Gesicht, eine andere Untugend!“

„Was kann ich machen?“ wendet Madame ein. „Ich kann vor der Froni doch keinen Fußfall thun und sie mit gefalteten Händen bitten, bei uns zu bleiben? Vielleicht bliebe sie, wenn ich ihr einen höheren Lohn anböte — aber ich mag den Frauen das Terrain nicht noch mehr verderben! Ohnehin sind es die Frauen selbst, welche die Dienstboten prätentiös machen. Eine will die andere im Lohn überbieten, eine will einen feineren Dienstboten als die andere. Mich ärgert jetzt nur das Geld, das ich in's Dienstbotenanfragsprotokoll tragen soll!“

„Mich ärgert's noch mehr!“ intonirt der Ge-

mahl kaltblütig. „Gib mir nur das Dienstbuch her, damit ich in die Rubrik, Grund des Abgehens des Dienstbotens schreiben kann: „Ist gegangen, weil ihr das kommende Vierteljahr zu lang war. Wenigstens wird ihr die Heimatsbehörde dann nicht so leicht wieder eine Marschbewilligung nach der Hauptstadt geben!“

Sobald die Vormerkung im Anfragsprotokoll erfolgt ist, reicht ein Mädchen dem andern die Thürklinke.

Jetzt tänzelt eine herein, die ungemein flink und nett aussieht, ein hübsches Lärvchen hat und sich zu benehmen weiß.

„Die gnädige Frau brauchen eine Köchin!“ beginnt sie nach den ersten Knixen.

„Nicht so ganz eine Köchin!“ gibt Madame die erläuternde Aufklärung. „Ich brauche ein Mädchen, welches etwas kochen und die Zimmer in Ordnung halten kann, da ich nur noch eine Magd für die gröbste Arbeit unterhalte!“

„Die gnädige Frau werden gewiß mit mir zufrieden sein! Ich habe schon als Köchin wie als Stubenmädchen gedient. Wie ist es aber mit dem Ausgang, gnädige Frau?“

„Es befremdet mich, daß die Frage nach dem Ausgang die erste ist! Ich schließe fast daraus, daß es Dir nicht genügen wird, alle vierzehn Tage einmal auszugehen! Aber ich habe es nun einmal so eingeführt und weiche nicht von der Ordnung. Jeder zweite Sonntagsnachmittag gehört Dir!"

„Dann thut es mir leid, gnädige Frau, weiter gehen zu müssen!" bemerkte das Mädchen schnippisch. „Ich käme da aus dem Regen in die Traufe. Bei meiner jetzigen Frau ist es mir jeden Sonntagsnachmittag freigestellt, auszugehen. Aber das ist mir viel zu wenig, seit ich meinen Leopold kenne. Ich kann in keinen Dienst eintreten, wo ich nicht wenigstens eine Ausgangsstunde allabendlich habe! Ich küß' die Hand, gnädige Frau!"

Das Mädchen reicht im Verschwinden den Thürgriff einem anderen Geschöpfe, das sich gleichfalls als Köchin par excellence präsentirt.

Die Frau unterdrückt den sich ihr im Stillen aufdrängenden Gedanken, wie doch jetzt jede Küchenmagd Köchin sein wolle, mustert die schwerfällige Gestalt der Candidatin und hört mit Verwunderung, wie einer der ersten Aussprüche, der dem

Mädchen ziemlich träg von den Lippen floß, sich in folgende Frageform kleidet:

„Gehen die gnädige Frau selbst einkaufen oder schicken Sie die Köchin?“

„Ich bin von jeher selbst in den Markt gegangen und gedenke es auch in der Zukunft so zu halten!“

„Dann würden wir uns schwer vertragen!“ lautete die lakonische Erwiederung. „Ich habe immer bei Frauen gedient, welche mich in den Markt gehen ließen. Wenn ich nun bei Ihnen einen geringeren Grad des Vertrauens wahrnehmen würde, dürfte mich das kränken, denn ich bin sehr nervös und empfindlich und bekomme bei der geringsten Alteration Magenkrämpfe!“

Madame hat nichts dagegen, als die nervöse Person, die für den Selbsteinkauf schwärmt, verschwindet.

„Welchen Lohn zahlen die gnädige Frau?“ erkundigt sich der nächste weibliche Candidat.

„Achtundvierzig Gulden jährlich!“

„Achtundvierzig Gulden?“ wiederholt das Mädchen mit leichtem Nasenrümpfen. „Das ist nicht viel, ich habe bisher auf sechzig Gulden gedient!

Aber das wäre Nebensache, wenn nur das Uebrige convenirt. Wie halten es die gnädigen Frau mit der Kost? Ich habe in meinem jetzigen Dienste früh meinen Kaffee und zwei Semmeln, zu Mittag jeden zweiten Tag Braten, Nachmittag wieder meinen Kaffee mit einer Semmel, Abends ein Töpfchen Bier und ein warmes Nachtmahl."

„Ja, mein Kind, wenn Du es so gut hast, dann sage mir, warum Du eigentlich weggehst?"

„Die gnädige Frau ist so eigen — sie will mir meine Naturalbezüge durchaus nicht in Geld reluiren, und mein Geliebter, der einmal Amtsschreiber war, räth mir, ich solle mir alles in Geld reluiren lassen. Er ist jetzt dienstlos und braucht zuweilen ein Paar Kreuzer auf Bier, Kaffee oder Cigarren. Wie ich nun meiner gnädigen Frau mit dem Vorschlage kam, daß sie mir statt der zwei Frühsemmeln und der Nachmittagssemmel den entsprechenden Geldbetrag geben und auch das Töpfchen Bier und den Mittagsbraten mir ablösen möge, sagte sie barsch: Ich will, daß sich meine Dienstboten satt essen — an Kreuzern aber, die in die Taschen des Geliebten fallen, essen sie sich nicht satt. Iß Du Deine Semmeln

und Deinen Braten, trinke Dein Bier, wenn Du willst, daß wir gute Freundinnen bleiben sollen."

„Deine jetzige Frau ist sehr vernünftig und praktisch," fällt Madame ein, „und ich würde es nicht anders halten!"

„Dann passen wir nicht zusammen, gnädige Frau, und Sie entschuldigen, wenn ich mich empfehle."

Sie überläßt die Thürklinke einem elegant aufgeputzten Geschöpf, das einen Hut auf dem Kopfe sitzen hat, der unter Modistinnen — denn unter Brüdern kann man hier wohl nicht sagen — sechs Gulden werth ist.

„Die gnädige Frau brauchen eine Köchin — ich offerire mich der gnädigen Frau. Die gnädige Frau sehen ungemein freundlich und dabei doch nobel aus. Sie werden gewiß nichts dagegen haben, wenn ich einen Hut trage! Ein nobler Dienstbote wirft ja ein nobles Lustre auf die Herrschaft!"

„Trage, was Du willst — mir kann das gleichgiltig sein."

„Ich danke für die gütige Erlaubniß! Ach war das eine sekante Frau, meine gegenwärtige Herr-

schaft! Sie sprach von nichts als von der Nothwendigkeit einer Kleiderordnung für Dienstboten, und alle Tage sagte sie, daß diese Kleiderordnung, welche Dienstboten das Tragen von langen Kleidern, Sonnenschirmen und Hüten verbieten würde, demnächst erscheinen werde. Die gnädige Frau glauben nicht, wie mir diese ewigen Anspielungen in der Seele wehe thaten. Dazu kam noch, daß sie meinen Anton mit tödtlichem Hasse verfolgte. Der Anton ist Zimmerwichser; sobald er seine Zimmer gewichst hatte, kam er zu mir, und da hatte denn die gnädige Frau immer zu murren und zu knurren, wenn sie den Anton in der Küche sah. Dreht sich der Mensch schon wieder in der Küche herum? sagte sie dann schnippisch und boshaft — denken Sie sich nur, gnädige Frau — mein Anton ein Mensch! Das konnte ich nicht vertragen! Da will ich selbst noch lieber ein Mensch heißen, als daß man meinen Anton so schmähet!"

„Und wie lange pflegt sich Dein Anton in der Küche herumzudrehen?" forschte Madame.

„Je nach dem! In der Regel kommt er um sechs, spätestens halb sieben Uhr Abends und bleibt bis zehn, halb eilf!"

„Ich gestehe Dir offen, daß mir das auch etwas zu viel wäre und daß es am besten ist, Du suchst Dir einen anderen Dienst! Den Hut allein ließe ich mir gefallen — aber der Hut und der Anton, das ist zu viel!“

„Aber er wird der gnädigen Frau die Zimmer ganz umsonst wichsen“ —

„Das müssen ohnehin meine Dienstboten thun!“

„Das könnte mir gefallen!“ ruft die Hutträgerin empört. „Die Zimmer wichsen — im Hut — ich empfehle mich!“

Die nächste Candidatin hat sanfte, elegische Züge, die etwas Louise Müllerisches an sich haben, was noch durch die feine, schmächtige Gestalt unterstützt wird.

„Warum gehst Du aus Deinem jetzigen Dienste?“ frägt Madame, während ihr Auge wohlgefällig auf dem zierlichen, schmachtend dreinblickenden Mädchen ruht.

„Ich war der gnädigen Frau zu hübsch!“ lautet die melancholische Antwort. „Die gnädige Frau fürchtete, der gnädige Herr könnte sich in mich verlieben, weil er zuweilen mit mir scherzte und mir unter das Kinn griff. Die gnädige Frau

bewachte mich mit Argusaugen und musterte mich immer scharf, daß jeder ihrer Blicke wie eine Ehrenbeleidigung aussah. Endlich gab sie mir die Aufkündigung."

Madame überlegte lange. Das Mädchen gefiel ihr, sie hätte es gern festgehalten, aber auf der anderen Seite stand ein für zarte Reize nicht unempfänglicher Gemahl und sie beschloß endlich fast seufzend, Louise Müller gehen zu lassen.

Wie um diesen Abschied zu rächen, den die Zierliche erhalten, kam eine wahre Furie von einem Frauenzimmer hereingestürzt. Im Hereinbrechen kreischte sie, den sie legitimirenden Zettel aus dem Anfragsprotokoll der Frau unter die Nase haltend:

„Ich soll hier einen Dienst antreten!"

„Nun — nun — nur gemach — das Dienstantreten geht nicht so schnell, man sieht sich seine Leute erst an. Warum verläßt Du Deinen jetzigen Dienst?"

„Warum? weil ich den schmählichsten Undank erfahren habe! Was für eine Frau war das! Ein Drache und keine Frau war es, und wie habe

ich mich ihrer angenommen im Anfang! Hätte ich nur den Leuten in der Nachbarschaft geglaubt! Die sagten mir gleich beim Dienstantritt, welchen schönen und guten Bissen von einer Frau ich haben werde. Die Frau ein Drache, träg und arbeitsscheu, und Noth und Elend im Hause! Das prophezeite man mir und ich nahm mich noch der Frau und des ganzen Hauses an, und wenn man mich im Nachbarhause fragte, was habt ihr heute zum Essen gehabt, so sagte ich eine Speise mehr, machte aus den trockenen Erbsen Schinkenfleckeln, und erkundigte man sich nach dem Charakter meiner Frau, so sagte ich, sie ist nicht so bös, als wofür man sie ausgeschrien hat. Aber bald sollte es mich reuen, sie in Schutz genommen zu haben! Da saß sie den ganzen Tag auf dem farblosen Polster, unter welchem die Kuhhaare hervorguckten und den sie Sopha nannten, und hielt die Hände im Schooße. Babette mache das — Babette lauf dahin — Babette zerreiße Dich in hundert Stücke! So ging es den ganzen Tag. Und dazwischen kreischten, schrieen, winselten, strampelten die Kinder: Babette sollte die Kinder waschen, kämmen, anziehen, Madame frisiren, zum Kauf-

mann und Kohlenhändler laufen, beim Müller auf Borg nehmen, waschen, mangen, bögeln, dem Herrn dahin und dorthin laufen, und das Alles in einem Athemzug. Und zum Lohn für Alles erhielt Babette so gut wie nichts zum Essen, und ein Schimpfwort über das andere. Endlich wurde es der Babette doch zu viel, und als die Frau gestern gegen Mittag zu mir sagte: „Aber Babette, was hast Du denn heute den ganzen Vormittag gemacht?“ da stemmte ich die Hände in die Seiten und rief: „Aber jetzt möchte ich doch auch wissen, was Sie den ganzen Vormittag gemacht haben?“ — Auf das hin jagte mich die Frau fort.“

Madame will es sich noch überlegen, ob sie die Fortgejagte in Dienst nehmen soll und bestellt sie auf den folgenden Tag. Inzwischen ertheilt sie den Bewerberinnen um den vacanten Dienstposten weitere Audienzen.

Die nächste Erscheinung erkundigt sich angelegentlich, ob Madame eine Zeitung halte. Sie sei aus einer gebildeten Familie und das Lesen sei ihr ein Bedürfniß geworden. Ihre bisherige Herrschaft habe zwei Journale gehalten und sei auch in der Leihbibliothek abonnirt gewesen. Wenn

es Madame zu viel sei, das Journal allein zu halten, so wolle sie gern einen kleinen Pränumerationsbeitrag leisten und sich auch an dem Bücherabonnement mit einer angemessenen Quote betheiligen, wobei sie darauf rechne, daß ihr Madame nichts in den Weg legen würde, wenn sie ihre freien Stunden der Lektüre widmete.

Madame denkt, daß es jedenfalls besser sei, wenn der Dienstbote in freien Stunden lese, als wenn er herumlaufe, oder im Hausthor mit dem Geliebten stehe, nimmt das Geschöpf ebenso in Vormerkung, wie sie es mit der Vorgängerin gethan und behält sich auch hier eine definitive Entscheidung vor.

Jetzt schleicht eine lange, hagere Gestalt herein und beginnt salbungsvoll:

„Ich habe meine seitherige Herrschaft aufgegeben, weil sie mir zu wenig Zeit zur innern Sammlung ließ. Ich brauche täglich einige Stunden zur inneren Sammlung. Dann war auch der Herr ein curioser Kauz. Wenn er zu Hause war, so schrieb er immer, und was er geschrieben, mußte ich gleich forttragen. Einmal sah ich hinein und erblickte zu meinem Entsetzen, daß er sich

Teufelchen unterschrieben hatte. Seither sah ich die Blätter öfters an, und immer las ich ganz unten: Teufelchen. Die Sache machte mich ganz melancholisch, es erschien mir bedenklich, solche diabolische Correspondenzen zu befördern, und ich ging mit mir selbst zu Rathe, ob ich mich dieser Zwischenträgerei nicht dadurch entziehen sollte, daß ich einen oder den andern Artikel verbrannte und vorgab, ich hätte ihn verloren. Wenn ich das einigemal machen würde, dachte ich, würde mir mein Herr diese teuflischen Schreibereien nicht mehr anvertrauen. Ich versuchte es einmal, aber es bekam mir übel. Der Herr wetterte gar nicht, sondern sagte ganz ruhig: In vierzehn Tagen ist Ausziehzeit, in vierzehn Tagen gehst Du. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, schrieb einen anderen Artikel und gab mir ihn wieder zur Beförderung. Wieder stand unten: Teufelchen. Diesmal aber wagte ich nicht ihn zu verlieren. Ich trug ihn zur Redaktion."

Auch die Journalistenfeindin wurde auf die Liste der berücksichtigungswürdigen Candidatinnen gesetzt. Indeß kam eine neue Erscheinung, welche ziemlich ausgehungert aussah und über die Ur-

sache des Dienstwechsels befragt, zu jammern anhob:

„Ich habe es bei meiner früheren Frau nicht aushalten können! Von der Sekirerei kann man sich keinen Begriff machen. Sie sah in jedem Menschen einen Dieb, vor dem sie sich durch hundert Schlösser schützen mußte. Wenn der Rauchfangkehrer den Kamin zu kehren anfing, glaubte sie, man breche bei ihr ein und schrie um Hilfe. Vor jede Bratröhre legte sie ein versperrbares Schloß. Da sie den Schlüssel bei sich trug, so geschah es oft, daß sie darauf vergaß, daß in der Röhre Speisereste sich befänden, und daß diese, als sie sich an sie erinnerte, schon ganz verkohlt waren, da mittlerweile zu andern Zwecken ein starkes Feuer angemacht worden. Der Dienstbote trug aber an Allem die Schuld. Er hat den abgesperrten Braten verbrennen lassen, er war leichtsinnig, nachlässig, genäschig und diebisch. Und damit er durchaus nichts forttragen könnte, wurde er, sobald es dämmerte, mit Hausarrest belegt. Die Frau zog den Schlüssel vom Gitter ab und nahm ihn zu sich in's Zimmer. Ich bin, so lang ich bei ihr war, nach eingetretener Dunkelheit nie aus dem Hause gekommen!“

Madame war schon nahe daran, dies ausgehungerte Mädchen anzunehmen, als der bisherige Dienstbote eintrat und mit thränendem Auge begann:

„Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Geständniß ablege. Ich habe Sie belogen, als ich Ihnen sagte, daß ich das nächste Vierteljahr bei meinem Stiefvater auf dem Lande zubringen wolle. Eine Frau hat mir achtzig Gulden Lohn angeboten, wenn ich zu ihr ginge, das viele Geld lockte und verleitete mich, Ihnen die Lüge aufzutischen, um so mit guter Manier fortzukommen! Nachdem die Sache aber abgethan und ich allein war, stieg es mir zu Kopf, daß ich Sie angelogen und ich fragte mich, ob ich es anderswo besser haben würde. Und da habe ich denn beschlossen, Sie wegen der Nothlüge um Verzeihung zu bitten und Sie anzugehen, mich zu behalten!“

Madame fand es am zweckmäßigsten, über die kleine Sünde hinwegzugehen und den reumüthig wiederkehrenden dienstbaren Geist zu behalten.

Ein Tag aus dem Leben auf einer Sommerfrische.

Es ist ein kleines Häuschen von einem Gärtchen umgeben, welches der Sommerwohnler mit seiner Familie bewohnt.

Das Gärtchen ist mit einem für das Land vielleicht zu zarten Holzgeländer umfriedet. Zwei gleichfalls aus dünnen Holzstäben zusammengesetzte Thüren führen in den Gartenraum.

Unter Kuhglockengeläute erwacht die Familie — aber schon die oberflächlichste Recognoscirung des Wetters führt zu der unangenehmen Wahrnehmung, daß ein undurchdringlicher, dicker Nebel über der Landschaft ruht.

Das Familienhaupt wagt sich nichts destoweniger in's Freie, ob auch seine Füße im buchstäblichen Sinne im Morgenthau sich baden. Aber er macht auch nur einige Schritte und schon bleibt er starr vor Entsetzen stehen.

Das ganze Gartengeländer, die Thüren mit eingeschlossen, ist in der Nacht von muthwilliger, diebischer Hand ausgehängt und fortgetragen worden. Ohne Umfriedung steht der Gartenplan da. Diese Unglückskunde lockt die ganze Familie an das Fenster; die Frau lamentirt, der Hausherr jedoch beschließt in seiner Entrüstung eine lebendige Hecke um den Garten zu ziehen und zwei Thüren machen zu lassen, die sich aus- und einhängen und des Abends abnehmen und unter sicheren Verschluß bringen lassen.

Man wünscht sich noch gegenseitig Glück, daß der ungebetene nächtliche Besuch den mit den Füßen in den Erdboden festgebohrten Tisch an seinem Platze beließ.

Das Frühstück an diesem Familientische zu serviren erlaubt der feuchte Nebel nicht, derselbe schwere Nebel drückt aber auch den Küchenrauch zurück und füllt die anstoßenden Zimmer mit unausstehlichem Rauche. Aber der Rauch ist am Ende doch noch weniger schädlich als der Morgennebel, und so entschließt man sich auf die Gefahr hin, als halber Westphälinger aus der Stube hervorzugehen, das Frühstück im Zimmer einzunehmen.

Allmählich hebt sich der Nebel und während das Familienhaupt seinen Stadtgeschäften nachgeht, ist die Hausfrau mit ihren dienstbaren Genien beflissen, vom Pflaumenbaum zum Birnbaum lange Stricke zu ziehen, um auf denselben die Leibwäsche zu trocknen.

Ein aus dem Hofe herübertönendes Geschrei schreckt die Strickflechterin aus ihrer friedlichen, bäumeverbindenden Arbeit auf. Alle stürzen nach dem Hofe, um hier Zeugen eines tragikomischen Schauspiels zu werden.

Die jüngeren Sprößlinge der Familie hatten die momentane Aufsichtslosigkeit benützt, um sich um den Teich zu gruppiren, der die rechte Ecke des Gehöftes bildet. Die lebhafte Musik der Frösche hatte das Wohlgefallen der lieben Jugend in einem hohen Grade erregt, und sie bemühte sich die schätzbaren musikalischen Talente aus der Verborgenheit des Sumpfes an das helle Tageslicht zu fördern.

Die wohlmeinenden Absichten schienen jedoch von Seite der Teichkünstler nicht jene Würdigung zu finden, die sie verdient hätten. Dieselben rückten vielmehr immer weiter vom Ufer und

plötzlich befand sich ein zarter Sprößling, der sich zu weit gegen das nasse Element hingewagt hatte, bis an den Hals im Wasser.

Mit kühnem Griffe fischte die herbeigestürzte Mutter den Liebling heraus — aber in welchem Zustande! Der an's Land gebrachte Ertrinkling glich einem Papageno, wie ein Ei dem andern. Das Sumpfbad hatte seinem ganzen Anzuge zu einer grünen Ueberkrustung verholfen, welche nur stellenweise durch schlammige Erdsubstanzen gräulich unterbrochen war. Unter Thränen, Vorwürfen und mehr oder minder eindringlichen und handgreiflichen Ermahnungen wurde die Trockenlegung des Sprößlings in's Werk gesetzt.

Endlich war die Ordnung wieder hergestellt, eine Demarkationslinie gegen den Teich hin gezogen und die Ueberschreitung derselben durch einen mütterlichen Ukas streng verboten.

Man konnte wieder nach der Wäsche sehen, aber o Schrecken, als man zur Trockenstätte hinkam, die außerhalb der Hofmauer lag und von diesem aus natürlich nicht überblickt werden konnte, war die sämmtliche Wäsche verschwunden und nur einige dunkle Strickreste bezeichneten die Stätte,

wo sich der Familienwohlstand im Linnengenre kürzlich noch ausgebreitet.

Da standen sämmtliche weibliche Wesen, die Hausfrau an der Spitze, einer Rotte Klageweiber zu vergleichen. Aber was half alles Händeringen, die Wäsche brachte kein günstiger Wind wieder. Noch standen sie rathlos da, als die Schreckenskunde ertönt: „Der Stier ist drunten im benachbarten Gehöfte scheu geworden, hat sich losgerissen von der Kette und rennt nun in der Umgegend herum!“

Die Mutter stürzt fort um nach den Kindern zu sehen, die sie bereits auf den Hörnern des Stieres gespießt sieht. Die Sprößlinge werden von allen bedenklichen Punkten herbeigeholt und gezählt, dann werden alle Thüren gesperrt und sicherheitshalber auch noch verbarrikadirt, und hinter Schloß und Riegel erwartet man mit Angst und Bangen den Angriff des gefürchteten Thieres.

Aber schon nach einer halben Stunde, die der ganzen Familie ungemein viel Herzklopfen verursachte, sieht man den wieder eingefangenen Stier ruhig den Feldweg hinabtraben. Die Gefahr ist beseitigt, die Thore der Festung werden wieder

geöffnet, den Sprößlingen wird wieder volle Freiheit der Bewegung oktroyirt.

Inzwischen ist der Mittag herangekommen. Merkwürdige Ahnungen quälen die Hausfrau.

„Ich habe Angst vor einem großen Besuche, den wir heute bekommen werden!“ wiederholt sie immer tiefsinnig und beordert die Köchin nach dem benachbarten Kuhstalle, um daselbst um jeden Preis eine außergewöhnliche Milchquantität zu requiriren. Aber der Sendling kehrt mit der trostlosen Botschaft zurück, daß heut alle Milch vergriffen sei.

Die Hausfrau wird nicht müde, ein über das anderemal zu rufen: „Keine Sahne — und ohne Besuch geht es heut nicht ab! Ich arme geschlagene Frau, was fange ich an!“

Der Himmel hat sich einigermaßen aufgeklärt. Die Ordre de bataille bezüglich des Mittagstisches wird dahin geändert, daß im Freien gedeckt wird. Aber als der weibliche Generalstab diesen kühnen Entschluß faßte, hatte er die Wolke übersehen, die vom Westen her hastigen Fußes über die Berge gezogen kam, um sich schon beim zweiten Gange als ein tüchtiger Platzregen herabzulassen.

Nun heißt es: „Fortsetzung folgt“ — rette sich, wer da kann!

Die ersten Nachmittagsstunden bringen den geahnten Besuch wirklich, aber in einer ungeahnten Ausdehnung.

Zwei Familien, deren jede schon für sich ein ansehnliches Contingent stellt, haben sich vereinigt, die Sommerwohnler zu überraschen. Man ist „höchst erfreut,“ bedauert nur, daß die Gäste nicht noch eine dritte, bekannte Familie mitgenommen haben, und ringt im Stillen die Hände: „Fünfzehn Gäste und keine Sahne.“

Aber mit dem Händeringen allein ist's nicht gethan. Die Courriere sprengen nach allen Seiten hin — fünf Gulden für eine Maß Sahne! Zuletzt ist man glücklich, wenn die Sendlinge in der Stadt etwas auftreiben, das wie Sahne — aussieht. Aber was hilft die Sahne allein? Die Gäste fangen an von schönen Mondscheinnächten zu sprechen und sich einen Spaziergang bei sternenheller Nacht zu loben. Kurz, Alles deutet darauf hin, daß sie es auf ein solides Nachtmahl abgesehen haben. —

Die Hausfrau ist in Verzweiflung, kein Schin-

ken ist im Hause, sogar die Salamiwurst, dieser Anker in so manchen Nöthen, ist eben ausgegangen.

Da führt ein glücklicher Stern den Gatten nach Hause.

„Du Mann," heißt es, „wir brauchen heut ein Nachtmahl und Du mußt es schaffen! Du zahlst hier den Jagdzins ohnehin umsonst, geh' einmal hin und schieße einen Hasen!"

Der folgsame Mann geht, nimmt seine Flinte und fängt an zu pürschen. Sein Unstern will jedoch, daß ein Gemeindewächter die Gegend begeht, der erst kürzlich angestellt worden und ihn daher nicht kennt. Die erste Frage geht nach dem Waffenpasse.

Zuversichtlich greift der Jägersmann in die Tasche — aber o Unglück, die Waffenkarte will sich nicht finden. Sie muß in einem anderen Rocke stecken. Das gemeindliche Sicherheitsorgan will sich auf keine Erörterung einlassen, es beschränkt sich darauf, die Waffe mit Beschlag zu belegen und dem wehrlosen Nimrod das Geleite zum Amthause zu geben.

Hier muß dieser eine kleine Konventionalstrafe

erlegen und erhält seine Waffe zurück, mit der Weisung den Waffenpaß immer mit sich zu führen. In einer wüthenden Laune durchstreift der Jäger nunmehr die Fluren. Wehe dem Hasen, der ihm jetzt begegnet wäre — aber es begegnete ihm keiner.

Doch — regte sich dort nicht etwas? Dunkel löste es sich vom Erdboden los — die heranbrechende Dämmerung verhinderte, es genau in's Auge zu fassen — aber es mußte ein Hase sein — der Jäger legt an — zielt und stürzt selbst mit einem Schrei nieder.

Eine ungeschickte Bewegung hatte den Mittelfinger vor den Lauf gebracht, der Schuß hatte ihn gestreift, und war es auch nur ein Stückchen Fleisch, das weggeschossen worden, so war doch dem Schützen das Jagdvergnügen für heute gründlich verleidet. Doch war es nicht ohne Beute abgegangen. Aber welch' eine Beute war das! Als sich eine Familiendeputation nach der Stelle des Jagdabenteuers begab, fand sie den Schützen mit blutigem Finger und in einiger Entfernung den — Haushahn schwer verwundet niedergestreckt. Der Schütze hatte ihn, der da harmlos im Miste gescharrt hatte, für

einen Hasen gehalten und ihm den Tod gegeben. Die ganze Familie sang dem geliebten Kleinod ein wehmüthiges Klagelied. Nun der Liebling dahin war, wer sollte in Zukunft signalisiren, ob Regenwetter zu erwarten stand?

Während der Mann dem Jagdvergnügen auf eine so verhängnißvolle Art obgelegen, hatte sich die Familie mit ihrer gastlichen Einquartirung köstlich amüsirt. Die jüngeren Sprößlinge waren unausgesetzt bemüht, zum Entsetzen der respektiven Eltern unreife Birnen und Pflaumen zu konsumiren. Alle Phantome von Cholera, die man ihnen vorhielt, waren nicht stark genug, sie dieser energischen Thätigkeit zu entrücken.

Die älteren Mädchen hatten, von der Hausfrau geleitet, einen romantischen Spaziergang gemacht, um sich an der schönen Aussicht zu erlaben. Auf dem Felde geriethen sie unter die Schnitter, die sich sofort über sie hermachten, sie scherzweise mit den Garbenbändern zusammenbanden und um die Gebundenen herumtanzten. Die Hausfrau mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und ihre Gäste durch zehn Maß Bier loskaufen, die sie den Schnittern oktroyirte. Die Gäste fanden

die Sache sehr spaßhaft, sie konnten nun doch in der Stadt erzählen, daß sie ein Stück Erntefest mitgemacht. Ob die Hausfrau die Sache vom finanziellen Standpunkte aus eben so spaßhaft fand, mag dahin gestellt bleiben. Die Knaben unterhielten sich mit dem Kegelschube. Aber auch über diesem schien ein Unglücksstern zu schweben. Man war eben im besten Schieben, als ein Partiegenosse unvorsichtigerweise über das Bret ging und angeschoben wurde, so daß er für den Rest des Tages nicht nur schub-, sondern sogar auch gehunfähig wurde und sich auf das Hinken verlegen mußte.

Mit dem Anbruche der Dämmerung fing die muthwillige Gesellschaft an, einige feurige Frösche und mitgebrachte Raketen aufsteigen zu lassen. Eine der letzteren nahm unseliger Weise ihren Flug gegen das Holzdach der Scheune und fiel dort zischend nieder. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Gemüther, das Gespenst einer Feuersbrunst verscheuchte jede weitere Lust und wieder war es die Hausfrau, welche für die Späße ihrer Gäste den Zoll entrichten mußte.

Der Schaffner mußte durch ein artiges Trink-

geld zur Erklimmung des Daches und zur Beseitigung aller feuergefährlichen Substanzen vermocht werden.

Der Abend fand die ganze Gesellschaft am großen Familientische. Es galt, den Manen des durch ein Mißverständniß gefallenen Haushahnes die letzte Ehre zu erweisen. Als Tafelmusik fungirte der mit Macht niederströmende Regen. Das Tischgespräch bildete die Frage: „Wie kommen wir nach Hause?“

Die Hausfrau mußte alles zur Stelle schaffen, was an Regenschirmen, Ueberschuhen, Kapuchons und alten Mänteln im Hause war. Aber es reichte nicht hin, um fünfzehn Personen in marschfähigen Zustand zu versetzen. Einige mußten die Rolle der Märtyrer übernehmen und sich dem Regen zur Disposition stellen.

„War das ein Pechtag heut'!“ murmelt der Hausherr, als er sich endlich allein sieht und seinen angeschossenen Finger besichtigt. „Mich bringt keine Lokomotive von neun und neunzig Pferdekraft mehr auf's Land!“

Der Jammermonolog war noch nicht zu Ende, als gewaltige Schläge gegen das Hofthor niederdonnern. Dazwischen ertönten bange Hilferufe und

wieder Thorgerassel und wieder Stimmengekreische. Die ganze Familie erhebt sich entsetzt und stürzt die Treppe hinab. „Wer ist da? Was gibt es?“ frägt man von Innen.

Ein furchtbarer Schlag erdröhnt gegen das Thor — dasselbe scheint in seinen Angeln zu stöhnen — „Aufgemacht, aufgemacht!“ lassen sich angstvolle Stimmen dazwischen hören.

Der Hausherr kann in der Dunkelheit den Riegel nicht finden, während von Außen so lebhaft auf die Thür getrommelt wird, daß sie jeden Augenblick nach Innen zu fallen droht.

Endlich öffnet sie sich und herein wälzt sich ein endloser Schwarm von Leuten. Die Einen stöhnen, die Anderen keuchen, die jüngeren Mädchen liegen halb ohnmächtig in den Armen der Knaben. Die ganze Gesellschaft, die vor zehn Minuten das Gehöfte verlassen, ist wieder da.

„Um Gotteswillen, was gibt es denn?“ frägt die Hausfrau.

„Ach mein Gott — mein Gott — man hat uns überfallen!“

„Ueberfallen? Nicht möglich! die Gegend ist ja ganz sicher!“

„Doch — doch — wir sind überfallen worden! Kaum fünf Minuten von hier, da, wo man in das schmale, schaurige Gäßchen einbiegt, tritt uns ein Mann entgegen und sagt, daß er uns alle niederschlägt.“

„Ein einziger Mann —“

„Ich bitte Sie, ist das nicht genug bei so pechfinsterer Nacht in einer hohlen Gasse, zwischen zwei Mauern, die jede Flucht unmöglich machen? Wer weiß, wie viele Spießgesellen unten im Gäßchen lauerten? Wir aber hatten an dem Einen genug. Er schrie unausgesetzt: Ich schlage alles nieder! und dabei griff er mit der Hand nach unseren Gurgeln und sprach wieder etwas von dem Weizen, den er zu bewachen habe.“

„Das war also wahrscheinlich der Feldwächter des Wirthschaftsbesitzers!“ beruhigte der Hausherr die Entsetzten. „Vermuthlich hat sich der Bursche durch einige Gläschen über den Durst zur Nachtwache vorbereitet! daher sein Uebermuth!“

„Wir sind ganz weg — ganz weg!“ versicherten alle der Reihe nach. „Ganz weg und durchnäßt bis auf die Haut! Es gießt in Strömen.“

Was war nun zu thun? die Erschreckten waren

zu einem neuerlichen Antritt der Expedition auf keine Art zu vermögen. Schlafstätten für fünfzehn Individuen herzustellen, war nicht möglich. Es blieb nichts übrig, als daß sich der Hausherr nach dem benachbarten Gehöfte begab, um da mit dem Schaffner zu unterhandeln. Für fünf Gulden erklärte sich dieser endlich bereit, einzuspannen und die Gesellschaft auf dem Leiterwagen bis zum Stadtthore zu befördern. Daß sich die Kosten der Expedition nicht auf die gastlichen Häupter repartiren ließen, sondern der hausherrlichen Kasse zur Last fielen, versteht sich von selbst.

Es war halb zwölf Uhr Nachts, als die Leiterwagenexpedition abging. Seufzend schloß der Hausherr das Hofthor, überflog die Schrecken des Tages im Geiste und fühlte sich in seinem Entschlusse: „daß ihn keine Lokomotive mehr auf's Land bringe," wunderbar gestärkt. Aber das Fleisch ist schwach und die Mode stark.

Eine Landpartie.

Der strategische Landpartieplan ist glücklich festgestellt.

Herr Sivek, der Hauslehrer, wußte es kraft seiner Einflußnahme auf die häuslichen Sprößlinge dahin zu bringen, daß sich diese seiner Ansicht anschlossen, welcher nun auch die Majorität im Familienrathe gesichert war. Die übrigen Familien, auf deren Theilnahme gerechnet wird, stimmen bei und nun beginnt eine Zeit der Courierthätigkeit für Herrn Sivek, der von Haus zu Haus eilt, um alle erforderlichen Verabredungen zu treffen. Herr Sivek ist fortan überall. Hier bittet er mit gefalteten Händen, man möge nur zur rechten Zeit am Sammelplatze eintreffen, dort wieder beschwört er die Hausfrau, den Schinken rechtzeitig zu schicken, und hier richtet er sein flehendes Wort an die Tochter, damit sie die Guitarre nicht vergesse.

Am lebendigsten aber wird Herr Sivek bei der Schlußkonferenz, in welcher die Verproviantirung der Vergnügungsarmada besprochen wird.

Der Hauslehrer schwärmt hier auf wahrhaft leidenschaftliche Art für Pflaumenklöße. Eine Landpartie ohne Pflaumenklöße ist nichts, gar nichts. Und die Speise ist so einfach, so natürlich — man nimmt bloß einen halben Sack Mehl mit — Eier und Pflaumen findet man überall auf dem Lande. Kann es eine Speise geben, die mehr den Namen einer Landpartiekost verdiente? Herr Sivek dringt auch mit seiner wohlbegründeten Ansicht durch und da die Partie aus vierzig Personen besteht und Herr Sivek energisch dafür votirt, daß auf den Kopf dreißig Klöße gerechnet werden, so wird beschlossen, ein Material für zwölfhundert Klöße mitzunehmen. In der Reserve als schwere Massen rücken die Schinken mit.

Nun entsteht die Frage, wer wird diese Proviantmassen fortbringen? Die dienstbaren Geister reichen da nicht aus, denn es giebt doch noch so manches Andere an nothwendigen Utensilien hinaus zu schaffen. Herr Sivek wirft scherzhaft die

Bemerkung hin, daß, wer am meisten trage, auch am meisten werde essen dürfen.

Die Bemerkung wirkt. Herr Popelik, ein unendlich langer und hagerer Mann, seinem Stande nach ein Aktuar, besieht sich die Schinken, stellt das Gewicht derselben fest und meint endlich, er getraue sich die schwere Reserve an Ort und Stelle zu bringen.

Dem Herrn Popelik wird Fräulein Clara beigegeben und die Beiden werden auserkoren, die Bedeckung des Proviantes zu bilden und mit der ganzen Fourage um eine halbe Stunde früher aufzubrechen als die ganze übrige Gesellschaft.

Als dies beschlossen wird, sieht man einzelne Conferenzglieder eigenthümlich lächeln. Es wird nämlich leise gemunkelt, daß Herr Popelik eine gewisse zarte und unausgesprochene Hinneigung zu Fräulein Clara fühle, welcher er sich jedoch in seiner subalternen Stellung noch nicht Worte zu leihen getraue.

Endlich hat Herr Siwek, der unermüdliche Hauslehrer, Alles glücklich eingeleitet und hofft, sich selbst einen fröhlichen, plagelosen Tag bereitet zu haben. Heute wird er von seinen Mühen auf-

athmen können, welche darin bestehen, ungezogene Sprößlinge von acht Uhr Früh bis acht Uhr Abends in die Geheimnisse der deutschen Sprache, des Rechnens und der Geographie gegen ein Monathonorar von drei Gulden für je eine täglich zu gebende Stunde einzuweihen.

Es ist ein seliges Erwachen, dem sofort der Abmarsch nach dem Versammlungsorte folgt.

Herr Sivek zählt die Häupter seiner Lieben und siehe da, es fehlt keines. Dann betrachtet er den Himmel und siehe da, er ist tiefblau. Dann prüft er den Proviant und findet, daß auch hier Alles gut ist.

Um sechs Uhr erfolgt der Aufbruch der Hauptmacht, die Proviantkaravane ist schon lange vor aus, nur fünf Pfund Salami nebst etwelchem Gebäck werden bei der Hauptkolonne mitgeführt, da auf halbem Wege im Grünen ein frugales Dejeuner champêtre servirt werden soll.

Die Partie läßt sich prächtig an. Voran fliegt das junge Blut, Mädchen mit breitbebänderten Strohhüten von jungen Männern umschwärmt, hintennach rückt im geschlossenen Gliede die Müttercolonne nach.

Herr Sivek ist überall; er schäckert bald mit den jugendlichen Plänklern, bald wieder spricht er den ermüdeten Frauen Muth zu. Vor dem Thore pflückt er Feldblumen zu Sträuschen, die er den Damen offerirt, und sucht, als man an das Frühstück gehen will, die schönsten Rasenplätze aus.

Als man sich niederlassen will, bemerkt eine Dame:

„Da sehen Sie den Hektor an, Herr Sivek — er keucht kaum und scheint doppelt so dick zu sein wie früher!“

„Das macht die Landluft!“ schäckert Herr Sivek, aber die Schwerfälligkeit des Hundes fällt doch allgemein auf und dazu kommt noch das scheue Wesen des Thieres, das sich ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in ehrerbietiger Entfernung von der Gesellschaft hält, als ob es sich einer Schuld bewußt wäre.

„Gieb die Salamiwurst her, Toni!“ ertönt jetzt das Commandowort an die langsam unter der Last eines riesigen Handkorbes herankeuchende Köchin.

Der Korb fällt nieder, der Deckel wird gehoben

— aber von einer Salamiwurst ist keine Spur zu finden.

„Wo hast Du die Salami gelassen?“ lautet die stürmische Frage.

„Ich habe sie obenhin auf das Gebäck gelegt!“

Man durchwühlt das Gebäck — keine Wurst kömmt zu Tage.

„Am Ende“ — ruft dieselbe Dame entsetzt, welche schon früher von dem ungewöhnlichen körperlichen Umfange Hektors Notiz genommen, „am Ende hat Hektor“ —

Die Unglücksprophetin spricht das Wort gar nicht aus. Instinktartig haben schon Alle das Unglück errathen und an den verstörten Blicken ist es zu sehen, daß sie die ganze Tragweite desselben wohl ermessen.

„Ich habe den Hektor hinter mir herschleichen gesehen,“ bemerkt die Köchin, „ihn aber gar nicht beachtet. Der hat mir richtig die Salamiwurst herausbugsirt — ich erinnere mich jetzt, daß der Korbdeckel einmal weit aufgegangen war, und ich ihn zurückschieben mußte!“

Was nun anfangen? Das Frühstück war ver-

loren, man hätte sich denn an die Semmeln halten wollen.

Und mit dem Frühstück war auch eine humoristische Vorlesung verloren, welche Herr Sivek vorbereitet hatte. Wie hätte er es nunmehr wagen sollen, sein drei Bogen starkes Manuscript nüchternen Leuten vorzulesen? Auf eine feste Salamiunterlage hätte sich die Sache allenfalls gemacht.

Verdrießlich bricht man auf, und erreicht nach zweistündiger Wanderung eine romantisch gelegene Mühle, den Trost vor Augen, daß dort das Mittagsmahl schon vorbereitet sein dürfte.

Man bestürmt die Wirthin mit der Frage: „Wo sind unsere Leute?“ und will geraden Weges nach der Küche stürzen, aber das Schreckenswort der Wirthin: „Wir haben heute noch keine Herrschaften gesehen,“ hemmt den Schritt. „Was — unsere Leute wären noch nicht da?“ ruft Alles entsetzt und Niemand weiß sich das Räthsel zu erklären.

Die Speiseaussichten sind wieder um mehrere Stunden hinausgeschoben. Man ergeht sich in Muthmaßungen, wo die Proviantkolonne stecken möge, man sendet Detachements nach allen Seiten, um

sie zu suchen, und findet sie endlich nach mehr als einstündigem Suchen, aber in welcher Deroute!

Herr Popelik und Fräulein Clara sind da, aber auch sonst Niemand.

Und die beiden sind verstört und fragen, ob Niemand die dienstbaren Geister gesehen hat, welche den Proviant tragen?

„Das fragen Sie uns?“ wendet man ein. „Sie hatten ja für die Proviantirung zu sorgen.“

„Ach das Unglück!“ ruft Fräulein Clara. „Wir ruhten einen Augenblick im Grünen aus und zwar unglücklicher Weise an einer Stelle, wo sich die Wege kreuzen. Die dienstbaren Geister gingen weiter und sind wahrscheinlich auf einen falschen Fußsteig gerathen, da sie hier ganz unbekannt sind!“

„Also der Mundvorrath ist verloren!“ stöhnten die Hungrigen.

„Bis auf die zwanzig Pfund Mehl, die Herr Popelik trägt!“

„Mein Gott, was nützt uns das Mehl ohne Pflaumen!“ stöhnte Sivek.

„Die hiesigen Pflaumen sind noch nicht reif! Warum aber haben Sie den Schinken weggegeben

und das Mehl genommen? Wenn wir den Schinken hätten, wäre uns geholfen!“

„In der Hitze ließ der Schinken fettige Feuchtigkeit und da gab ich ihn ab!“ entschuldigte sich Herr Popelik.

Man hatte sonach die Aussicht vor sich, auf ein Mittagmahl verzichten zu müssen, wie man auf ein Frühstück verzichten mußte. Man rächte sich dafür, indem man allerlei Muthmaßungen darüber anstellte, was zwischen Herrn Popelik und Fräulein Clara auf dem Wege nach der Mühle vorgefallen sein mochte, denn etwas mußte vorgefallen sein, dies bewies schon der Grad gesteigerter Vertraulichkeit, der zwischen den beiden jungen Leuten Platz griff.

„Am Ende ist es zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen!“ meinte Herr Sivek zu einer darüber flüsternden Gruppe.

„Und diese Erklärung hat uns um unser Mittagmahl gebracht!“ grollte ein Anderer ziemlich erbost.

Die gute Stimmung war natürlich hin. Wer kann auch mit leerem Magen heiter und guter Dinge sein? Kein Gesellschaftsspiel wollte Anklang

finden und zum Bergsteigen mochte sich auch Niemand bei so schwachem Kräftestand herbeilassen.

Bier und Brot sollten endlich provisorisch aushelfen, während sich einzelne Aussendlinge auf den Weg machten die verirrten dienstbaren Geister aufzusuchen.

Da schnitt die Wirthin die letzte Hoffnung mit der Bemerkung ab: „Der Besuch war gestern ein so unerwartet zahlreicher, daß uns das Bier ausgegangen ist. Wir erhalten erst morgen eine neue Lieferung."

Also nicht blos verhungern, auch verschmachten sollte man — das war mehr, als ein Christenmensch vertragen konnte.

Ein allgemeines Murren ging durch die Reihen, man fing an, dem Arrangeur der Landpartie, Herrn Sivek, die Schuld aller Versäumnisse beizumessen.

Da entschloß sich Herr Popelik, um die Gährung zu beschwichtigen, zu einem heroischen Mittel. Er erklärte, nach der Stadt eilen und einen Eimer Bier herausschaffen zu wollen. Man votirte ihm den Dank der Gesellschaft und er machte sich in dem Augenblick auf den Weg, als die endlich zu

Stande gebrachten Köchinnen mit dem Proviant anlangten, jubelnd von Alt und Jung begrüßt. Es war fünf Uhr, als Herr Siwek die Genugthuung hatte, sich an den mit zwölfhundert Pflaumenklößen belasteten Tisch zu setzen.

Gestärkt warf man sich auf das Bergsteigen. Auf der Höhe angelangt, schreckte man vor einer grauenerregenden Erscheinung zurück. Ein Gewitter stand am westlichen Himmel und näherte sich immer mehr. Unten im engen Kesselthale hatte man keine Ahnung von der nahen Gefahr gehabt und immer noch einige Quadratklafter reinen, blauen Himmels gesehen. Jetzt rannte man eben so schnell den Berg hinab, als man ihn langsam erstiegen hatte.

Im Familienkonseil, das sofort zusammentrat, wurde beschlossen, sich der Gefahr durch die schleunigste Flucht zu entziehen.

Aber man kam nicht weit. Schon prasselte der Regen nieder und Blitze züngelten hin und her. Man mußte umkehren und erreichte tüchtig durchnäßt die schützende Hütte wieder.

Da saß die Expedition fest, auf zwei kleine Stuben angewiesen, an deren Fenster der Regen

schlug, der nicht sobald aufhören zu wollen schien.

Man versuchte sich die Zeit durch das Kartenspiel zu vertreiben. Aber schon nach der ersten Partie entdeckte man, daß der Herzkönig und ein Piqueas fehlte.

„Wenn wenigstens Herr Popelik mit dem Biere da wäre!“ seufzte man und verwünschte die Landpartie und im Stillen auch Herrn Sivek, der den Impuls zu derselben gegeben.

Es wurde Nacht und es goß immer noch in Strömen. An eine Heimkehr war nicht zu denken. Hätte man auch Leiterwagen requiriren wollen, man hätte deren wenigstens drei für die Armada haben müssen.

Also blieb nichts anderes übrig, als den Hausleuten ein gutes Wort zu geben und sich so gut es ging, nächtlich da niederzulassen, wo man war. An einen Schlaf war freilich nicht zu denken. Man brachte die Nacht auf den Stühlen sitzend, plaudernd und gähnend zu, und hatte die Genugthuung um eilf Uhr Herrn Popelik mit dem requirirten Eimer Bier ganz durchnäßt ankommen zu sehen.

Unter dem Einflusse des Gerstensaftes richteten sich die deprimirten Gemüther auf und als es im Osten graute, ließ auch der Regen nach und man konnte um sieben Uhr Morgens an die Rückkehr denken.

Mühsam kam man in dem aufgeweichten Boden fort und als man um zehn Uhr beim Thore anlangte, mußten Wägen herbeigeschafft werden, um den traurigen Stand der Toilette und namentlich des Schuhwerkes außer den Bereich spöttischer Bemerkungen der Stadtbewohner zu bringen.

Der Landpartieeifer war aber so ziemlich bei Allen abgekühlt. Selbst Herr Sivek zog es vor, die Pflaumenklöße in Hinkunft in der Stadt zu verzehren.

Nur Fräulein Clara denkt mit Vergnügen an die Landpartie. Es heißt, daß sie demnächst Frau Popelik heißen wird — welches demnächst jedoch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu nehmen ist und so viel bedeutet, als bis Herr Popelik nicht mehr Aktuar ist.

Der Schwarzseher.

Es giebt bekanntlich ein eigenes unsterbliches Geschlecht politischer Kannegießer. Eine humoristische Species dieser an und für sich betrachtet herzlich wenig ergötzlichen Menschengattung bildet der Schwarzseher; der Schwarzseher ist in der Regel ein kleiner Kapitalist, ein Miniaturrentier, welcher sein bischen überkommenes oder ererbtes Vermögen in Staatspapieren stecken hat; zuweilen ist er auch Eigenthümer einer kleinen Realität, in welchem Falle dann sein eifriges Bestreben dahin geht, letztere schuldenfrei zu erhalten, oder falls sie noch mit etwelchen kleinen Passiven belastet wäre, dieselbe ganz rein zu machen. Letzterem Zwecke besonders ist eine solche Natur jedes Opfer zu bringen im Stande. Zuweilen beschränken sich die Einkünfte des Schwarzsehers auch nur auf eine kleine Pension, die er in größter Ruhe

verzehren könnte, wenn ihn nur seine unglückselige Natur zu einem ruhigen Aufathmen kommen ließe.

Aus welchem Besitztitel der Schwarzseher auch die Bedingung seiner Existenz schöpft, immer ist er ein Müssiggänger. Der Müssiggang erzeugt aber das stete ängstliche Grübeln, in welchem sich der Mann aufreibt. Wenn man nichts zu thun hat, als seine sechs- oder achthundert Gulden jährlich zu verzehren, dann ist es schwer, kein Grillenfänger zu werden.

Betrachten wir einmal das tägliche Treiben eines Menschen aus der angedeuteten Kategorie.

Er ist natürlich ein alter Hagestolz.

Hat er sich des Morgens seinen grauen Schnurrbart genugsam gestriegelt und zu zwei scharf auslaufenden Spitzen gewichst, so macht er sich auf den Weg in's Café, um dort sein Frühstück einzunehmen. In jedem Café wird bekanntlich der unglückseligen Sitte gehuldigt, Zeitungen aufzulegen. Unserem Manne hat nun der Zeitgeist keinen schlimmeren Possen spielen können, als indem er die Zeitungen in die Kaffeehäuser schleuderte. Ein Glas Kaffee ist schnell geschlürft, der Hund, welcher neben seinem Herrn auf dem Divan

Platz genommen, schnell abgefüttert und auch die Unterhaltung, den zahnlosen Hund die größten Stücke Zucker zusammenbeißen zu lassen, dauert nicht ewig. Unser Mann aber muß drei Stunden im Café bleiben — was wollte er sonst mit den vierzehn Stunden des Tages anfangen, die man nun einmal im wachen Zustande verleben muß? Von acht bis elf Uhr ist's aber eine lange Zeit — eine so lange Zeit, daß sich der Hund — der glückliche! — bequem auf dem Divankissen hinstreckt und sein Morgenschläfchen beginnt. Der Herr des Hundes, welchem der Schlaf nicht so zu jeder Minute als rettender Genius zur Disposition steht, sieht sich nach einer Zeitung um. Es kommt nicht darauf an, welche es ist — Elihu Burrit, der Friedensapostel selbst, könnte sie in eigener Person redigiren, unser Mann findet doch schon auf den ersten Blick etwas Allarmirendes in derselben. Er beginnt unruhig auf seinem Platze hin und her zu rutschen und seinem unheimlichen Gedankengange akkompagnirt das unwillige Knurren des Hundes, welcher sich durch die unruhigen Bewegungen seines Herrn in seiner Siesta gestört sieht. Der gequälte Mann will sich zu angeneh-

meren Eindrücken verhelfen; er nimmt ein zweites Blatt zur Hand, aber die neue Lektüre äußert bald eine noch aufregendere Wirkung als die erste. Je mehr Blätter der Arme verschlingt, in desto düsterere Falten legt sich seine Stirn, desto bedenklicher schüttelt er den Kopf. Da schlägt es eilf Uhr. Das ist die Stunde, wo die Morgenpromenade unsers Müssiggängers beginnt. Es ist zugleich seine Rendezvousstunde. Ja, lächeln Sie immerhin ungläubig, meine schönen Damen, der Veteran mit dem gewichsten grauen Schnurrbart hält sein Stelldichein doch streng ein. Sie können ihn in mäßigem Tempo der Bastei zusteuern sehen, wo er sich von eilf bis ein Uhr bewegt. Es mag regnen oder schneien oder stürmen, der Mann ist immer am Platze und braucht sich nie davor zu fürchten, die Promenade allein durchmessen zu müssen. Von allen Seiten rücken zu gleicher Stunde seine Collegen heran, jeder führt seinen Hund mit sich, der Schnurrbart eines jeden ist gleich gewichst, der Stock eines jeden endigt in einen mattgelb glänzenden Elfenbeingriff, welcher einen Hundskopf, oder einen Türkenschädel, oder einen Pferdehuf vorstellt. Nach einer Viertelstunde

haben sich diese einsamen Gestalten alle zusammengefunden und bilden jetzt einen breiten, sieben bis acht Mann hohen Zug, welcher sich, die ganze Breite der Bastei einnehmend, in taktmäßigem Tempo hinschleppt. Hinten zieht die Rotte der Hunde fraternisirend als stereotyper Nachtrab einher. Unser Schwarzseher ist kaum des ersten Collegen habhaft geworden, als er schon in geheimnißvollem Tone anhebt: „Haben Sie es schon gelesen?"

„Nun, was denn?"

„In Mexiko geht es wieder los — alles brennt lichterloh — der Präsident Juarez weiß nicht, wo ihm der Kopf steht — mit Puebla ist's nicht abgethan — Napoleon scheint sich ganz Mexiko aneignen zu wollen! Das ist eine schöne Geschichte!"

„Mein Gott, wenn's weiter nichts ist!" wirft der Andere leicht hin.

„So schön!" ereifert sich unser Mann, „was wollen Sie denn noch mehr? Sehen Sie denn nicht den Zusammenhang ein? Glauben Sie, die Vereinigten Staaten werden der Geschichte ruhig zusehen? Wenn Sie Das glauben, dann kennen

Sie die Vereinigten Staaten schlecht! Und wenn die Vereinigten Staaten sich einmischen, glauben Sie, daß England dem ruhig zusehen wird? Wenn Sie das glauben, dann kennen Sie England schlecht! Und lassen Sie einmal England die Hände im Spiel haben, so giebt es einen Weltkrieg — denn glauben Sie, wenn England sich einmischt, wird Frankreich ruhig zuschauen? Wenn Sie das glauben, dann kennen Sie Frankreich schlecht! Und was wird das Ende vom Liede sein? Die bischen Interessen, die wir zu verzehren haben, werden zu Nichts zusammenschmelzen — das ist eine schöne Geschichte!"

Der Andere bemüht sich vergeblich, Trost zu spenden — unser Mann will nun einmal schwarz sehen und alle Gründe prallen an diesem Panzer wirkungslos ab.

Kaum hat sich ein zweiter Genosse zu den Spaziergängern hinzugesellt, so beginnt der Schwarzseher schon wieder in demselben geheimnißvollen Tone:

„Haben Sie es schon gelesen? Das wird eine schöne Geschichte werden! Wir können mit unseren jährlichen paar Gulden schon so gut wie ein-

packen; ehe vier Wochen vergehen, haben wir so gut wie nichts!"

„Mein Gott, Sie erschrecken mich! Was giebt's denn?"

„Was es giebt? Eine schöne Geschichte! In Paris bereiten sie schon wieder so eine Art von Weltausstellung vor!"

„Nun das ist ja recht schön! Was sehen Sie denn da so Allarmirendes darin?"

„Nun, ich danke Ihnen! Wenn Sie das so gleichgiltig hinnehmen, da muß ich wirklich Ihre Kurzsichtigkeit bedauern. Sehen Sie denn das nicht ein? Eine solche Ausstellung giebt den zweideutigsten Menschen Gelegenheit, sich, ohne Aufsehen zu machen, zusammen zu finden! Was da Alles ausgekocht werden wird! Nun, ich danke!"

„Was fällt Ihnen ein!" werfen die Andern ungläubig ein; „solche Ausstellungen sind ja eben die festesten Garantien für die Dauer des Weltfriedens."

Unser Schwarzseher wird ganz böse, daß man in der bevorstehenden Pariser Ausstellung keinen gefährlichen Zündstoff wahrnehmen will und läßt das Thema fallen, indem er knurrt:

„Ich hab's gesagt, denken Sie an mich!"

Natürlich speist unser Schwarzseher in einem Gasthause. Für diesen Schlag von Leuten ist das prächtige Abfütterungsinstitut der Table d'hôte wie geschaffen. Zur Table d'hôte tragen die kleinen Rentiers, sobald es ein Uhr schlägt, ihren Wolfshunger, um sich ihn bei fünf guten Schüsseln zu stillen. Wenn man Wirth und Kellner fragen möchte, so würden beide über den Umfang der gastronomischen Leistungen und die Verdauungsfähigkeit dieser Tabledhôtisten ein sehr ehrenvolles Zeugniß ablegen; es scheint auch, als ob die Wirthe an diesen täglichen Maturitätszeugnissen, welche jene Herren ihren Mägen selbsteigenmündig ausstellen, kein allzugroßes Behagen fänden, denn sonst wäre es unerklärlich, warum das schöne Institut der Table d'hôte in vielen Städten unter den Wirthen einen gar so geringen Anklang findet. Manche Table d'hôte ist schon daran zu Grunde gegangen, daß ihr die treuesten Anhänger ihre lebhaften, zehrenden Sympathien dadurch darthaten, daß sie à conto der Mittagstafel gar kein Frühstück und Nachtmahl mehr zu Leibe nahmen.

Die nächste Umgebung eines jeden Gasthofbesuchers bilden aber wieder die unleidlichen Zeitungsblätter. So lange gespeist wird, hat der Schwarzseher allerdings für nichts anderes Auge und Sinn, als für die Schüsseln und den Tellerwechsel, da es in seinem Interesse liegt, von beiden so viel als möglich zu profitiren. Nach dem Dessert beginnt er aber des Zeitvertreibes wegen den Parlaments- und Ministerwechsel und Aehnliches in den Bereich seiner Aufmerksamkeit zu ziehen. Die Folgen dieser Abschweifungen sind für den Verdauungsprozeß nun keineswegs günstig, denn kaum hat unser Held drei Zeilen gelesen, so beginnt er auch schon vor unliebsamer Aufregung auf seinem Sessel hin und her zu rutschen. Er kann die Stunde der nachmittägigen Promenade kaum erwarten, und es hat noch lange nicht drei Uhr geschlagen, als er sich schon wieder auf der Bastei befindet. „Haben Sie es schon gelesen?“ erfaßt er den ersten besten seiner Freunde, dessen er habhaft wird, neigt seinen Kopf unter geheimnißvollem Augenzwinkern gegen das Ohr desselben und fährt mit jenem unheimlichen, spannenden Ausdrucke fort, welcher die schlimmste Neuigkeit

erwarten läßt: „Der General Ortega ist auf dem Wege nach Veracruz entwischt — wissen Sie es schon? Das wird eine schöne Geschichte geben! Und Rußland will nichts von einem Congresse wissen — Die Papiere sind auch schon um $^3/_8$ Procent gefallen."

„Mein Gott, das ist etwas ganz Zufälliges! wer wird da gleich an Ortega und Rußland denken."

„Ich sage Ihnen, auch die Amerikaner sind Alles capabel! Ehe wir uns dessen versehen, haben wir sie einmal plötzlich in Europa."

„Was Ihnen nicht einfällt!"

„Nun, denken Sie an mich! Auf einmal werden sie aus ihren Vereinigten Staaten durch die englischen und russischen Besitzungen nach Asien einbrechen, im Sturm durch Sibirien marschiren, über die Wolga setzen, den Ural passiren und uns im Osten fassen, um sich dafür zu rächen, daß viele europäische Staaten mit dem secessionistischen Süden sympathisiren!"

„Welche Idee!"

„Sie glauben es nicht?" ruft der Schwarzseher erbittert auf Widerspruch zu stoßen, „aber Sie werden es erleben und an mich denken!"

So spinnt sich das Leben eines Schwarzsehers zu seiner und seiner Umgebung Qual zwischen lauter unsinnigen Besorgnissen ab. In jeder Heuschrecke sieht er eine zu Grund gegangene, weggefressene Ernte, ein jedes Zündhölzchen ist für ihn eine Pandorabüchse, welche eine mögliche Feuersbrunst umschließt.

Eine Metamorphose.

I.

Wer würde sie nicht kennen, die dunklen Zugvögel der Arbeit, welche aus ihrem fernen Gebirgslande daher kommen, um das beschädigte Geschirr unserer Hausfrauen wieder in Stand zu setzen? Welche sparsame Hausmutter begrüßt ihn nicht freudigen Blickes, so oft er an ihrer Küchenschwelle auftaucht, dieser deus ex machina, der die Scherben wieder brauchbar und ganz zu machen versteht?

Die braunen Gesellen führen ein eigenthümliches Leben, von welchem diejenigen wohl kaum eine Ahnung haben, welche sie nicht anders als sitzend auf den steinernen Stufen irgend einer Haustreppe sich zu denken vermögen. Wer an dem schwarzgelockten Burschen in irgend einer Hausflur vorbeikömmt und vielleicht einen kleinen Umweg beschreibt, um mit dem fettig glänzenden Gewande desselben in keine zu nahe Berührung zu kommen,

sieht den fleißigen Arbeiter, der das Drahtgeflechte um die schadhaften Töpfe schlingt, mit vollkommener Gleichgiltigkeit an und erinnert sich höchstens, wenn er eben nichts Wichtigeres zu denken hat, an die Zeit der eigenen Kindheit, da ihm ein unsagbarer Respekt vor dem unheimlich aussehenden „Drahtbinder" eingeimpft war, der ihn mehr als einmal zum Gehorsam und zum Schlafen gebracht.

Aber kaum, daß sich schon Jemand gefragt hätte, wo dieser braune Bursche sein provisorisches „Zu Hause" haben mag? Er sieht nicht darnach aus, als ob er mit dem Nachtlager irgend eines Wirthshauses und rangirte dasselbe auch unter den bescheidensten, vertraulichere Bekanntschaft machen könnte, und von Privatlogis, welche Drahtbinder beherbergten, wird wohl auch Niemandem etwas bekannt sein. Und doch wandern mehr als hundert solcher Gesellen durch die Straßen der Stadt, und ein jeder von ihnen beansprucht irgend eine Stelle, wo er schliefe.

So kommt denn mit mir, wenn es zu dämmern beginnt; wir begeben uns vor das Thor, hinter welchem sich die gewerbsthätige Vorstadt ausbreitet. Da auf

dem ersten grünen Hügel liegen bereits zehn und mehr der braunen Gesellen, die wir in ihrem Treiben belauschen wollen, und strecken in behaglicher Ruhe und unter heiterem Gespräche ihre wirklich schlanken Glieder. Sie erwarten ihre Kollegen, die nach und nach in kleinen Zuzügen aus der Stadt ankommen. Sind endlich alle beisammen, dann machen sie sich in lustige Gruppen getheilt auf den Weg, der sie wohl eine gute halbe Stunde weit zu einem Gehöfte führt, das ihre provisorische Heimath bildet. Hier und in der ganzen Umgegend zählen sie zu den guten Bekannten. Kein Mensch wundert sich, wenn er auf die zahlreichen Rotten derselben stößt. Mit freundlichem Gruße gehen sie an Jedem vorüber, der ihnen begegnet; der eigentliche Stammkörper benimmt sich auch höchst solid und läßt Jedermann ungeschoren seinen Weg gehen; ihm nach aber ziehen die Marodeurs, in der Regel die verkümmertesten Gestalten, und brandschatzen die Taschen der Passanten, ein Manöver, welches bei dem eigentlichen Kerne der Genossenschaft, der einen Stolz darein setzt, sich des Bettelns zu enthalten, keinen Anklang findet. Im Gehöfte selbst angekommen lagern sie sich um ihr Nachtquartier.

Dies letztere ist ein Raum, der ursprünglich eine ganz andere Bestimmung hat. Wenn eine meiner freundlichen Leserinnen in diesen Raum hineinblickte, so würde sie schwören, er repräsentire nichts mehr und nichts weniger als einen Kuhstall. Aber die zwölf stattlichen Kühe, welche dastehen, sind nicht die einzigen Bewohner, sie haben eine doppelte und dreifache Anzahl von Drahtbindern zu regelmäßigen Schlafkameraden. Der ganze Raum ist so belebt, daß man, liegt einmal alles vom Schlafe umfangen, seinen Fuß sehr vorsichtig setzen muß, um nicht auf ein lebendiges Wesen zu treten. Wenn aber eine der freundlichen Damen, die ich eben aufgefordert, in den Kuhstall hineinzublicken, erst vollends gewahren würde, wie die braunen Drahtbinder bei dem Werke, das uns zu Milch und Sahne verhilft, vermittelnd mitwirken; der Kaffee müßte ihr gewiß für alle Zeiten weniger munden, als dies ohne die gehabte Erfahrung der Fall gewesen wäre.

Aber das lustige Völkchen der Rastelbinder läßt sich den Zins nicht schenken. Wenn es auch verhältnißmäßig billig wohnt, ganz umsonst will es doch nicht wohnen. Zunächst bildet die Genossen-

schaft schon eine Art Sicherheitswache des Hofes, der sie gastfreundlich aufgenommen. Da kömmt weit und breit kein Diebstahl vor, die Feldfrucht und das Obst ist so sicher, als ob beide am Boden und Baum angenagelt wären. Kein Huhn geht verloren und liefen ihrer Hunderte ungezählt im Hof und außerhalb des Hofes herum. Wo die Drahtbinder wohnen, da scheut sich der Dieb hinzugehen, er weiß die Wirthschaft zu gut bewacht. Aber auch abgesehen von dieser moralischen Wirkung, die sie üben, honoriren sie den Herrn, der ihnen den bescheidenen Unterstand gewährt, den sie beanspruchen, durch ein werkthätiges Eingreifen in die Förderung des Wirthschaftsdetails. Hier gehen sie hinter dem Pfluge, mit kräftiger Hand ihn lenkend und die Dienste eines Schaffners versehend, dort wieder finden sie sich ein, wenn es gilt den Klee und das Viehfutter heimzubringen. Da fliegen die Rechen hin und her, unter Verzehnfachung der Hände entsteht ein Futterhügel neben dem anderen, und die Sense hat, wenn es Abend ist, ein erstaunlich Werk gethan. Am glänzendsten aber bewähren sich die Burschen, wenn die Ernte da ist. Hier mähen sie Flächen nieder,

dort gehen sie neben dem vollgeladenen Wagen einher und stützen ihn, wenn er den Hügel hinankeucht, der Scheune zu, um ihn hier in Gedankensfrist leer zu machen. Unbezahlbar sind ihre Leistungen vollends, wenn ein Gewitter den guten Fortgang der Hereinbringung des Getreides zu bedrohen scheint. Da werfen sie sich mit einer wahren Leidenschaft auf das zerstreut daliegende Getreide; in einigen Augenblicken ist Alles gebunden, die Garben liegen wohlgeschichtet da und hundert regsame Hände spielen dem Regen einen lustigen Schabernack, indem sie ihm gleichsam vor der Nase das Getreide entführen, das er schon recht durchnässen zu können geglaubt. In solchen Krisen zahlt der Drahtbinder seinem Hausherrn den Miethzins in vollgiltiger Arbeitsmünze aus.

II.

Treten wir offen mit dem Geständnisse hervor, daß der Held unserer Erzählung mit zu den verwahrlosten, braunen Knaben zählt, deren üppig schwarzes Lockenhaar so wirr im Winde flattert,

deren ganzes Eigenthum sich auf ein in unsagbaren Farben schillerndes Hemd, einen ritterlich um die Schultern geschlagenen Wollmantel und einen durchlöcherten runden Hut beschränkt.

Wenn man uns achselzuckend die Bemerkung entgegenwerfen wollte: „wie kann ein Drahtbinder der Held einer Erzählung sein?“ so weisen wir einfach auf Stephan Iwanowitsch, den schlanken, achtzehnjährigen Burschen mit dem schmiegsamen Körper, dem unternehmenden Auge, dem raschen, feurigen Redeflusse, der die Kameraden nicht selten aus apathischer Ruhe zu leidenschaftlicher Lebendigkeit mit fortreißt. Sieht Stephan Iwanowitsch nicht recht interessant aus? Gibt es weitaus einen aus seiner Zunft, der seinen Kopf kecker zu tragen, seine Locken martialischer zu werfen, seinen kaum aufgekeimten Schnurrbart freier zu streichen, der seinen Mantel graziöser zu falten und seinen Hut genialer aufzustülpen verstünde? Trägt Iwanowitsch seinen Drahtring nicht so leicht und zierlich, wie ein Dandy seinen Spazierstock? Und nicht nach Gemeinem steht des hübschen Burschen Sinn! die dienstbaren Geister weiblicher Sektion, von denen der Hof wimmelt, würdigt der

ſtolze Junge nie eines flüchtigen Blickes. Er ahmt ſeine Kameraden nicht nach, die des Schäkerns kein Ende finden und in ſtetem Hader mit Liebhabern liegen, welche zwar nicht immer hübſcher ſind als ſie, doch aber immer weißere Hemden tragen.

Stephan geht auch in der Regel andere Wege als ſeine Kameraden. Er läßt dieſe täglich in die Stadt ziehen, und geht ſelbſt eine einſamere Fährte. Ihn ziehen die glänzenden Landhäuſer an, welche hier und da auf den ſonnigen Höhen zerſtreut liegen, und durch ihr behäbiges Ausſehen ſo einladend winken. Dort wohnen reiche Leute, in deren Küchen es immer etwas zu repariren giebt. Der Drathbinder iſt da zu jeder Stunde ein willkommener Gaſt. Nicht als ob die Leute nicht die Mittel hätten, ihr lädirtes Geſchirr ſofort durch neue Waare zu erſetzen — aber die Stadt iſt ſo entfernt, die Nachſchaffung erſchwert, und da hilft denn der Raſtelbinder über manche Kalamität hinweg. Und dann haben auch die Kinder mit ihm ihren luſtigen Spaß. Da nehmen ſie ihn in die Mitte, ſetzen ſich rund herum um ihn, und ſchauen ihm und ſeiner Arbeit neu-

gierig zu, einander zuweilen durch ein vertrauliches Anstoßen aufmerksam machend, wie flink die Arbeit dem Jungen von Statten geht.

Eine Villa ist es besonders, nach der es Iwanowitsch zieht. Wenn es anginge, er zöge täglich nach ihr hin. So muß er sich aber immer sieben Tage damit begnügen, sie im weiten Bogen zu umgehen, um am achten Tage endlich darin vorzusprechen. Und dann tritt er nie anders ein, als mit hochklopfendem Herzen. Müßte er sich selbst fragen, warum denn eigentlich seine Pulse an dieser Schwelle lebhafter als überall anderwärts schlagen, er wüßte keine Antwort darauf zu geben. Läßt er sich doch hier wie überall auf dem niedrigen Küchenschemmel nieder, um seine Arbeit wegzuthun.

Wohl geht hier sein Blick zuweilen durch die offenen Thüren in prächtige Gemächer, die von Gold und Sammt starren. Aber Gold und Sammt ist's nicht, wonach des Rastelbinders Herz begehrt. Zehn Kreuzer sind dem ein Reichthum, der ihm genügt, und der Besitz eines Kapitals, welches hinreicht, den ausgehenden Ringdraht

durch einen neuen zu ersetzen, läßt keinen Wunsch nach größerem Gut in ihm aufkommen.

Aber da sind ein paar liebe Kinder, die immer aus den Zimmern gesprungen kommen, so oft sich der Drahtbinder in der Küche zeigt. Man muß den Mädchen gut sein, sobald man ihrer ansichtig wird. Das eine derselben ist ein gar kleines, neckisches Ding, welches lauter Scherze treibt und immer von der ernsteren und älteren Schwester zurecht gewiesen wird, um sich derselben mit den Worten: „Aber Gabriele, so mach' doch nicht schon wieder solch' ein böses Gesicht!" an den Hals zu schmiegen und sie zu küssen.

Was die neckische Kleine ein böses Gesicht nennt, das ist ein eigenthümlicher Blick, dem alles kindische Wesen fern liegt. Es ist etwas Hoheitsvolles und Gebietendes in Gabrielen's Blicke, das den naiven Stephan unwillkürlich gefangen nimmt. So oft Gabriele so schaut, fühlt sich der Knabe bis in sein tiefstes Innere angenehm durchschauert. Es kümmert ihn nicht, daß der Blick des Mädchens nicht ihm gilt — kömmt Gabriele doch seinetwegen daher, sieht seiner Arbeit zu und unterhält sich damit, zuweilen ein

Paar harmlose Fragen an ihn zu richten. Wüßte sie, wie selig den Knaben ihre Anreden machten, sie spräche ihn öfter an, oder aber vielleicht sie spräche ihn auch gar nicht mehr an. So aber plaudert sie ahnungslos mit ihm, erkundigt sich, ob er heute schon an vielen Orten gewesen, ob er bereits viel verdient habe und macht wundergroße Augen, wenn sie hört, daß er im Tage keine zwanzig Kreuzer einnimmt — eine Summe, die Papa ihr nicht spärlicher täglich zum Vernaschen auswirft.

Gabriele mag zwölf Jahre zählen, ob auch ihre schlanke, hohe, wundervoll feine Gestalt auf ein höheres Alter hinzuweisen scheint. In der zarten Reinheit ihres edlen, ebenmäßigen Gesichtes erscheint sie Stephan wie eine Göttin, und wenn ihre weiße Hand zuweilen in die Nähe seiner Arbeit kömmt, so überkömmt es den Knaben mit einem so eigenthümlichen Gefühl, daß er nur mit Mühe in seiner zitternden Hand behält, was er eben in derselben hat.

Wenn es Winter wird und Gabriele mit ihren Eltern in die Stadt zieht, dann überfällt Stephan ein gewisses Herzweh. Denn wenn er sich

auch in der Stadt einfindet, Gabrielen bekömmt er da doch selten zu sehen. In der Stadt giebt es so viele Zerstreuungen und Beschäftigungen, daß der Tochter des reichen Banquiers wenig Zeit übrig bleibt, um an den armen Drahtbinder zu denken. Der ganze Winter vergeht fast, ohne daß sich Gabriele ihm zeigte. Aber dann kommt der Frühling wieder und ein Jubeln ertönt in Stephans Brust, wenn man ihm in der herrschaftlichen Küche den Bescheid giebt, er möge sich in der nächsten Woche schon auf dem Landhause einfinden. Der Knabe möchte das Gras küssen, das so grün und frisch unter seinen Füßen sproßt und Gabrielen auf das Land lockt!

Und wenn diese dann, von der jüngeren Schwester mit fortgerissen, daher kömmt und ihn mit flüchtigem Gruße bewillkommnet und ihn fragt, ob er den Winter über viele Arbeit gehabt, dann kömmt es ihm vor, als ob alle Glocken in der fernen Stadt zu läuten anfingen und als ob der Ostwind ihre schönsten, weichsten Klänge gedämpft an sein Ohr trüge.

Mehr als zwei Jahre lebte der Knabe so in harmloser Seligkeit hin. Er hatte die Mädchen

immer mehr an sich gewöhnt, denn er wußte ihnen nette Geschichtchen aus seiner Heimath zu erzählen, Mährchen, die ihm im Ohre klangen und wohl auch selbst erfundene Historien, die er auf seine Art recht bunt und lebendig aufputzte, nur um die lieben Kleinen und zuvörderst die ernste Gabriele an sich zu fesseln.

Seinen schönsten Aufwand von Worten sparte er aber für eine Erzählung, in welcher er einen Landsmann und Kunstgenossen die Hauptrolle spielen ließ. Der Stoff zu der Geschichte kam ihm halb unwillkührlich in den Sinn, aber indem er seine Gedanken und Bilder ausmalte, wurde er lebendiger und feuriger in der Rede als je. Hatte er immer ziemlich langsam die Arbeit gefördert, während er erzählte, so entsank ihm diesmal völlig, was er in der Hand hielt; sonst war ihm nur daran gelegen gewesen, seine Geschichten weiter auszuschmücken und länger zu machen, um auch länger zu bleiben, um die horchenden Mädchen länger um sich haben zu können — heut war es wie eine Leidenschaft, die über ihn gekommen und in die er sich immer mehr hineinlebte, je länger er sprach. Und als er die Seelen-

qualen des armen Drahtbinders, der sich in ein vornehmes Fräulein verliebt hatte, mit hastig hinströmender Rede schilderte, da zuckte es in brennendem Roth über seine Stirn, und der glühende Blick hielt das schöne ernste Mädchen fest, das ihm gegenüber saß.

Aber um die Lippen dieses Mädchens zuckte es zum erstenmal in bitterem Hohne und mit der trockenen, fast unwilligen Bemerkung: „Wie kann sich aber auch ein Drahtbinder an ein vornehmes Fräulein wagen!“ unterbrach Gabriele den schwunghaften Redestrom des Erzählers. Es bedurfte keines weiteren Wortes, um den Drahtbinder verstummen zu machen. Er zuckte zwar nicht zusammen in theatralischem Affekte, denn dazu war er zu sehr ein Naturkind, wild aufgewachsen. Aber er senkte traurig das Auge, das glühende Roth seiner Wange wich einer tiefen Bläße, unfähig, im Augenblick ein Wort weiter herauszubringen, griff er mit zitternder Hand nach seiner Arbeit.

Gabriele aber nahm ihre Schwester bei der Hand und verschwand in den Gemächern.

III.

Stephan vermochte es nicht über sich zu bringen, diesen Abend hinab zu steigen nach dem heimathlichen Gehöfte. Er irrte in den Feldern umher, und mitten durch seine dumpfe Stimmung klang ihm zuweilen das herbe Wort: „Wie kann sich aber auch ein Drahtbinder an ein vornehmes Fräulein wagen!“

Er wußte nicht, wie es kam, daß er mit einemmal seine Kameraden und sein Handwerk zu hassen anfing. Was früher sein ganzer Horizont gewesen, darüber sah er nun mit Verlangen hinweg und der grobe Kittel des Landmanns, dem er begegnete, schien ihm ein wünschenswerthes Gewand, hielt man ihn neben den Mantel des Drahtbinders. So lange er diesen braunen Mantel trug, ruhte Gabrielens Auge mit Verachtung auf ihm und er fing an, alle seine Gedanken auf Gabrielen zurückzuführen, wie er es ja unbewußt schon längst gethan. Sie konnte seine Geschichten mit anhören, aber er blieb in ihren Augen, mochte er noch so schön und feurig erzählen, doch immer nur der verächtliche Drahtbinder, den man kaum

für einen Menschen zählt. Denn hatte er nicht oft in seinen Märchen von armen Knappen erzählt, die sich an mächtige Fürstentöchter gewagt hatten, ohne daß Gabriele ein Wort der Entrüstung verloren hatte? Ihr Entsetzen galt nur der kühnen Liebe des Drahtbinders. Diese hatte sie empört, also mußte der Drahtbinder in ihren Augen der letzte der Menschen sein. So schloß der arme Junge und er mochte in seinen Sillogismen nicht zu weit von der Wahrheit abstreifen.

Da schoß es ihm mit einem Male durch den Kopf: „Wenn ich nun aufhörte, Drahtbinder zu sein? wenn ich den braunen Mantel wegwürfe und unter andere gewöhnliche Menschen ginge, vor denen sich Gabriele nicht entsetzt?“ Und kaum hatte Stephan diesen Gedanken gefaßt, so klammerte er sich auch schon mit leidenschaftlicher Kraft an ihn an. Er hätte mögen im Augenblick Hut und Mantel von sich werfen, mit der Vergangenheit brechen und ein neues Leben beginnen. Er mußte an sich halten, um dem Bauer, der da langsam nach gethanem Tagwerke mit seinem Gespanne dem Dorfe zufuhr, nicht in die Zügel

seiner Pferde zu fallen und ihn zu bitten: Laß mich deinen Knecht sein!

Wohl kam es noch zuweilen, indem seine Gedanken in wirrer Eile durcheinanderschossen, über ihn, als ob er sich von seinen Kameraden nicht trennen könnte. Dann erschien es ihm wie ein Frevel, daß er sich von seinem alten Handwerk lossagen, daß er der Erste sich auf einen neuen Boden stellen und etwas anderes sein wollte, als alle seine Kameraden. Aber das Resultat dieser Betrachtungen war doch nur, daß er mit Macht wieder zu dem einmal gefaßten Entschlusse zurückkehrte, dabei jedoch sich vornahm, ihn vor seinen Kameraden zu verheimlichen. Er konnte sich gar nicht denken, was sie dazu sagen, wie sie seinen Vorsatz, sich von ihnen und ihrer Genossenschaft loszusagen, aufnehmen würden. Und so bangte ihm davor, damit hervorzutreten. Hastig ohne Abschied, wie im Sprunge wollte er sich von allem dem trennen, was bisher sein Leben ausgemacht, und was nun durch das Wort eines Mädchens für immer verurtheilt worden war.

Aber was sollte er anfangen, wenn er nun aufhörte das zu sein, was er eben noch war?

Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß es ihn Gabrielen nicht näher bringe, wenn er sich bei einem Bauer als Knecht verdinge und hinter dem Pfluge einhergehe. Ja, wenn er ein Herr werden könnte! Ein Herr wenigstens, wie der dicke Kaufmann in der Vorstadt drunten, den er so oft im Vorbeigehen behaglich zwischen der Ladenthür sich sonnen sah, während der Lehrknabe den Kaffee im großen Mörser stieß!

Stephan fuhr aus seinen Träumereien auf, das Licht eines guten Gedankens schien plötzlich über ihn gekommen, er sagte sich, daß er ja ein solcher Herr werden könne, wenn er sich erst dazu bequemte, für einige Zeit den Kaffe zu stoßen draußen vor der Ladenthür in dem riesigen Mörser. Eine Freude kam über den Knaben, als er sich seine künftige Arbeit und Laufbahn ausmalte. Hatte er erst einige Zeit wacker gestoßen, so konnte er sich wohl auch behaglich zwischen einer Ladenthür sonnen, und dann sah er jedenfalls schon mehr einem Manne gleich, der sich an ein vornehmes Fräulein wagen dürfte.

Stephans Entschluß war gefaßt. Er übernachtete unter freiem Himmel und stieg am frühen

Morgen die grünen Hügel hinab, der Vorstadt zu. Aber er suchte sich vorsorglich Pfade, auf denen er nicht Gefahr lief, seinen Kameraden zu begegnen. Die Ladenthüre des Kaufmannes war noch geschlossen, als er vor dem Hause anlangte. Er setzte sich auf das Pflaster hin und wartete geduldig. Nach einer halben Stunde kam ein feines, schlankes Bürschchen daher, die Cigarre im Munde, das Schnurrbärtchen schwarz lackirt, die Haare vorsorglich nach vorn und hinten getheilt, eine frische Nelke im Knopfloch des kaffeebraunen Frackes. Der junge Mann gab sich ein sehr vornehmes Air, spielte mit seiner goldenen Kette und blies den Rauch seiner Cigarre sehr zuversichtlich vor sich her. Auffallend war nur, daß er ein jedes weibliche Wesen, dem er begegnete, mochte es sich auch durch allerlei unverkennbare Wirthschaftsattribute als ein dienstbarer, kochender Geist zu erkennen geben, mit zwar vornehmer, immer aber sich sehr leutselig gebender Herablassung grüßte.

Der feine Herr warf einen verächtlichen Blick auf den vor dem Laden sitzenden Drahtbinder, hieß ihn sich weitertrollen, verschwand dann in

der Hausthür, um nach wenigen Sekunden auf der Schwelle des nun geöffneten Ladens wieder zu erscheinen, und die beiden Flügel der Gewölbthüre weit auseinander zu schlagen.

Der Drahtbinder sah ziemlich verdutzt darein. Das war nicht der freundliche, wohlgerundete Eigenthümer des Ladens, der da eine so wichtige Miene annahm. Je länger der Drahtbinder den jungen Mann neugierig anblickte, desto gewisser erschien es ihm, daß er das Gesicht desselben schon öfter gesehen, wenn er auch im Augenblick nicht wußte, wo er es in seine Erinnerungen einfügen sollte. Er sann hin und her, bis er endlich überrascht aufblickte, und das Auge von dem verwaist im Hintergrunde des Ladens stehenden Mörser zu dem Ladendandy hinüberschweifen ließ.

Jetzt war er in seinen Gedanken zu Hause — der junge Mann, der hier zum Adonis der Ladenhalle metamorphosirt vor ihm stand, hatte noch vor wenigen Wochen den Zimmt, den Pfeffer und den Kaffee im Mörser gestoßen. Damals, als noch sein Platz an der Schwelle der Ladenthür war, hatte er freilich ganz anders ausgesehen. Eine breite Tuchmütze hatte sein Haupt bedeckt,

die in zweifelhafter Farbe schillernden Unaussprechlichen verriethen durch eine ausnehmende Weite und sichtbare Abgeschabtheit den prinzipallichen Ursprung, und aus dem Aermel des Rockes blickte an der eckigen Kante des Ellenbogens die zurückgezogene Toilette vorwitzig hervor. Indem es Stephan klar wurde, daß die Stellung des ehemaligen Lehrlings, den er sich bisher nicht anders als in unzertrennlicher Gemeinschaft mit dem Mörser zu denken vermocht, da er ihn immer nur an demselben stampfend gesehen, dem Prinzipal gegenüber einen außerordentlichen Umschwung erfahren haben mußte, fühlte er sich zugleich in seinem Vorhaben, den Drahtbinder auszuziehen, ungemein bestärkt. Wenn sich dieser junge Mann vom Mörser zu der jedenfalls bedeutenden Stellung aufgeschwungen, die er gegenwärtig inne hatte: warum sollte ihm nicht ein Gleiches möglich sein?

Er konnte nun schon kaum das Erscheinen des Ladenherrn erwarten, und als dieser endlich mit seinem wohlwollenden, behäbigen Lächeln, das goldbefranzte Käppchen auf dem Kopfe, auf der Schwelle erschien, da faßte sich der Drahtbinder

ein Herz und trat auf ihn zu. „Müßt hinauf gehen zur Frau!“ rief ihm der Prinzipal entgegen, „ich kann Euch mit bestem Willen nicht Bescheid geben, ob die Töpfe noch in der Ordnung sind! Frage das ganze Jahr nicht darnach!“

„Ich möchte mein Wort heute an Sie richten, weil die Erfüllung meines Anliegens von Ihnen allein abhängt!“ bemerkte Stephan schüchtern, seinen runden Hut verlegen in der Hand drehend. „Ich habe mich entschlossen, nicht mehr Drahtbinder sein zu wollen, und da möchte ich Sie denn bitten, daß Sie mir helfen möchten, etwas anderes zu werden.“

Der Kaufmann sah den Sprecher lange an, dann lachte er laut auf, rieb sich vergnügt die Hände und rief:

„He, Bursche, was schwatzest Du da! Man liest jetzt so viel vom Weltschmerz, und daß er die Leute nicht ruhen und mit ihrem Schicksal nicht zufrieden sein läßt! Aber, daß der Weltschmerz auch die Drahtbinder angesteckt haben sollte, so daß sie nicht mehr Lust hätten, die Töpfe zu binden: das wäre doch eine kuriose, eine neue Geschichte. Wird das einen Spaß geben, wenn ich

das Abends meinen Freunden im Weinhause erzähle! Haha!“ Und der Kaufmann konnte sich nicht genug satt lachen, sich nicht genug die Hände reiben.

„Sie nehmen das für einen Scherz, womit es mir voller Ernst ist?“ warf der Drahtbinder kleinlaut ein.

„He, Bursche, und was möchtest Du denn werden, wenn Du die edle Drahtflechtkunst satt hast?“

Der Drahtbinder deutete auf den großen Mörser, der da so einsam im Winkel stand, und sagte zuversichtlich:

„Ich möchte da Kaffee oder Zimmt stoßen!“

Der Kaufmann horchte auf — die Antwort erschien ihm durchaus nicht mehr so lächerlich; in seinem Händereiben inne haltend und Stephan forschend anblickend, rief er:

„Wie, Bursche? verstehe ich Dich recht, so möchtest Du Kaufmann werden?“

Stephan bejahte rasch und freudig.

„Keine schlechte Idee, bei Gott keine schlechte Idee!“ schmunzelte der Kaufmann, und schon war er wieder mitten im Händereiben drin, „Ihr

Drahtbinder seid ein kluges, verläßliches Völkchen, Niemand hat Euch noch etwas Schlechtes nachgesagt, und einen ehrlichen und braven Lehrling könnte ich allerdings gut brauchen, es trifft sich ohnehin wunderbar, mein alter Lehrling ist erst vor vier Wochen zum Commis avancirt und seither sehe ich mich nach einem Ersatzmann um, wollte mir aber keiner gut zu Gesicht stehen! Laß Dich 'mal genau ansehen Bursche, ei, Dich kenne ich ja schon lange, Du gehst schon seit Jahr und Tag bei uns ein und aus, bist also gleichsam kein Fremdling mehr im Hause! Aber auf der anderen Seite wieder — die Leute werden mich auslachen, wenn ich einen Drahtbinder in die Lehre nehme! Es ist eine fatale Geschichte!"

„Lassen Sie sie lachen, Herr, ich werde fleißig, brav und treu sein, wie kein zweiter Mensch!" versicherte Stephan treuherzig und blickte dem Prinzipal fest in's Auge.

„Willst Du das sein?" rief dieser, durch den biedern Ton und Blick eingenommen. „So mögen sie immerhin lachen, aus Dir soll etwas werden, Du bist mein Lehrling!"

„Ich danke Ihnen, mein gnädiger Herr," rief Stephan freudig.

„Ja, ja, Du bist von dieser Stunde an mein Lehrling! Hören Sie, Valentin, wir haben einen neuen Lehrknaben, Sie dürfen aber nicht über seine Größe erschrecken! Er ist schon ziemlich ausgewachsen!"

Diese Anrede galt dem gestriegelten Individuum, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. Herr Valentin bewegte sich gravitätisch nach dem Vordergrund und fragte verwundert, wo der neue Lehrjunge sei. Es lag eine ungemeine Grandezza in dem Tone, in dem er die Frage stellte und in dem Blicke, der diesen Ton begleitete.

Der Prinzipal lachte laut auf, indem er auf den Drahtbinder wies und erwiederte:

„Hier steht er vor Ihnen!"

Herr Valentin maß den Drahtbinder mit einem stolzen, verachtungsvollen Blicke und bemerkte dann mit einem halben Lächeln:

„Der Herr Prinzipal scheinen heut gut aufgelegt zu sein und belieben mich zum Besten zu haben!"

„Ich scherze nicht, der Drahtbinder ist von heut an Ihr Collega!“

Ein Blick voll unaussprechlicher Entrüstung strafte den Herrn. Ziemlich spitzig bemerkte Herr Valentin:

„Für solch' eine Collegenschaft möchte ich mich denn doch bedanken! Wenn es wirklich Ihr Ernst ist, einen Drahtbinder in das Geschäft aufzunehmen, so bin ich nicht mehr in der Lage, diesem verunehrten Geschäfte meine Kräfte widmen zu können. Ich muß mich dann irgendwo anders placiren!“

„Irgendwo anders placiren? Seht das patzige Bürschchen!“ rief der Prinzipal empört. „Spricht man aus diesem Tone, nachdem man bei mir ausgelernt? Hoho, man kann gehen, man wird keine Stunde aufgehalten werden, wenn einem der Drahtbinder nicht ansteht, wenn man einen andern Geschmack hat, als den des Herrn, dessen Brod man ißt — man kann gehen und wird auch gehen — ja, ja, mein lieber Valentin, man wird in vierzehn Tagen gehen und ich werde nach wie vor ohne einen aufgeblasenen Commis fortkommen, blos mit diesem Drahtbinder da, der

den Kaffee eben so gut stoßen wird, wie ein gewisser Jemand, der ihn noch vor Kurzem stieß und jetzt so dick thut."

Herr Valentin stand da, die Wangen wie mit Blut übergossen. Nachdem er sich gefaßt, bemerkte er hoheitsvoll:

„Der Herr Prinzipal werden, hoffe ich, im Auge behalten, daß ich meinen Abschied eigentlich gegeben, und ihn nicht bekommen habe!"

Der Prinzipal würdigte den Commis keiner Erwiderung mehr, sondern kehrte ihm den Rücken und hieß den Drahtbinder ihm in die Wohnung folgen. Der Commis drehte sich seinerseits, sobald er sich allein sah, auf dem Absatze seines lackirten Stiefels herum, zupfte sich den Vatermörder höher, lächelte hochmüthig vor sich hin und begab sich, eine Melodie aus den Haymonskindern pfeifend, in würdevoller Haltung hinter den Ladentisch, um die lange Reihe von dienstbaren Geistern, welche sich inzwischen in reeller Kaufabsicht im Gewölbe angesammelt, zu befriedigen. Mit unbeschreiblicher Hoheit, gleichsam noch gehoben durch das stolze Bewußtsein, das die freiwillige Abgabe eines Portefeuilles zu verleihen vermag, spendete

er den Essig und die Rosinen, den Vitriol und die Mandeln, den Zimmt und die Stiefelwichse.

IV.

Weniger Opposition als bei seinem Commis fand der Prinzipal bezüglich seiner neuen Geschäftsacquisition im Schoße seiner eigenen Familie. Die Frau Prinzipalin war eine zu gute Hausfrau, als daß sie nicht raschen Blickes den Vortheil hätte ersehen sollen, der ihrer Wirthschaft aus dem schätzbaren Umstande erwachsen mußte, daß der neue Lehrling ohne eine specielle Gratification ihr Geschirr in Ordnung zu halten sich bemüssigt sah. Sie hatte rasch ausgerechnet, welches Ersparniß sich mit der neuen mehrseitigen Arbeitskraft erzielen ließ und gab ohne Bedenken ihre Einwilligung zur förmlichen Aufnahme Stephans. Das Fräulein vom Hause entsetzte sich wohl ein wenig über das an mehrwöchentliches Ungewaschensein mahnende Hemd des Drahtbinders, fand diesen aber bei näherer Beaugenscheinigung im Ganzen doch so sauber — natürlich

abgesehen von dem eben beregten Hemde — daß sie sich mit dem neuen Lehrling unter der Bedingung zufrieden erklärte, daß er sein bisheriges Kostüm ablege und sich kleide, wie es einem anständigen Lehrlinge gezieme.

Damit war nun Stephan ganz einverstanden, er wollte ja eben den Drahtbinder von sich thun und ein ganz anderer, neuer Mensch werden. Er erbat sich nur die Vergünstigung, sein bisheriges Gewand aufbewahren zu dürfen. Indem er diese Bitte aussprach, hatte er den dunklen Gedanken, daß das Kleid des Drahtbinders wohl noch für eine lange Zeit der einzige Paß sein dürfte, der ihm den Eintritt in das Haus, darin Gabriele waltete, zu ermöglichen geeignet war.

Die Frau Prinzipalin nahm sich selbst die Mühe, theils durch die zweckmäßige Adaptirung einiger eheherrlichen Toiletteſtücke, theils durch den Ankauf einiger alten Piecen dem neuen Hausgenossen eine angemessene Bekleidung herzustellen, in welcher sich dieser wirklich als der saubere Bursche erwies, welchen das Fräulein, gleich ursprünglich den guten Kern von der wenig empfehlenden Hülse scheidend, in ihm vermuthet hatte.

So stand Stephan schon am folgenden Tage am Mörser vor der Ladenthür und stampfte aus Leibeskräften und mit innigem Behagen an seiner neuen Stellung den Kaffee, die verachtungsvollen Blicke nicht beachtend, welche der Commis zuweilen nach ihm hinschleuderte. Was den Herrn Valentin vollends empörte, war, daß er die kleine Kammer, in welcher er bisher als Autokrat geherrscht, mit dem Exdrahtbinder theilen mußte. Und wäre es nur das gewesen! Aber ein strenger Hattischerif des Prinzipals hatte dem Exdrahtbinder überdies die Vergünstigung zugestanden, daß er das abgelegte Drahtbinderkostume in dieser Kammer deponiren durfte. Das war mehr, als ein Commis vertragen konnte, der sich im Kreise seiner Bekannten als Buchhalter des Handlungshauses Schnacker gerirte, und wäre es nicht wegen des Zeugnisses gewesen, das ihm der Principal ausstellen mußte und um deswillen er es mit ihm nicht noch mehr verderben durfte; er hätte dem entwürdigten Geschäfte und mit ihm auch dem fatalen gemeinschaftlichen Schlafcabinete, darin die Drahtbindertrophäen am Nagel hingen, zur Stunde den Rücken gekehrt.

Die Stellung Stephans sollte nicht ohne alle Anfechtung bleiben. Seine Kameraden wußten sich sein Verschwinden nicht zu erklären und erschöpften sich in tausend Muthmaßungen darüber. Wäre er weiter gewandert, warum hätte er dies abschiedslos thun sollen? Aber da half kein Grübeln, Stephan blieb verschollen. Nach einigen Tagen kam jedoch ein Drahtbinder mit der Nachricht, er habe Stephan gesehen! Aber wie sehe der aus! Nichts sei von dem früheren Stephan Iwanowitsch übrig, als das lange schwarze Haar, das ihm nach wie vor wirr über die Stirn und die Schläfe herabhänge. Sonst sei alles an ihm gründlich verändert, er trage einen Rock wie die Stadtleute, sein Hemd sei weiß wie der Schnee, eine Mütze bedecke sein Haupt an der Stelle des runden Hutes, und was das Merkwürdigste ist, er stampfe Kaffee bei einem Kaufmann in der Vorstadt.

Stephans Landsleute entsetzten sich über diese Kunde, deren Details sie nicht recht zu begreifen vermochten. Wie war es möglich, daß ein Drahtbinder seiner Gilde den Rücken kehren, sein Kleid und sein Handwerk von sich thun, seine Abstamm-

ung verleugnen und sich an ein gewöhnliches Geschäft verdingen konnte? Das ging über den Horizont dieser Leute. Etwas Aehnliches war noch nie geschehen, bisher war noch ein jeder, der als Drahtbinder in die Fremde gegangen, auch als Drahtbinder wieder heimgekehrt.

Es wurden Zweifel rege, ob derjenige, so die erstaunliche und fast unglaubliche Kunde gebracht, auch recht gesehen, und man beschloß zuletzt, in Masse nach der Vorstadt hinauszugehen und den Stephan Iwanowitsch am Mörser zu belauschen.

Dieser stand inzwischen arglos an seiner Arbeit und stampfte aus Leibeskräften. Als er so einmal, von der Mühe ausruhend, vor sich hinblickte, glaubte er in einiger Entfernung einen seiner Gilde zu gewahren. Eine dunkle Röthe schoß ihm über das Gesicht und mit Hast nahm er seine Arbeit wieder auf, indem er sich bemühte, sein Antlitz vor dem Stammgenossen zu verbergen. Wäre es angegangen, er hätte seinen ganzen Kopf in den Mörser vergraben. Eine geraume Weile stampfte er zu, ohne sich umzusehen. Das Herz klopfte ihm ziemlich vernehmlich in der Brust und noch hastiger wurde sein Schlag, als er endlich,

die Gefahr längst beseitigt glaubend, wieder aufschaute und zu seinem Entsetzen anstatt des gefürchteten einen Drahtbinders nun fünf, sechs auftauchen sah. Er wußte nicht, was das zu bedeuten habe und stampfte hastig fort, als ob der Verlust des Kopfes an jeder Minute der Versäumniß hinge. Aber so oft er auch verstohlen nach der Straße auslugte, die Sache gestaltete sich immer fataler. Die Zahl der Drahtbinder mehrte sich von Minute zu Minute, es schien, als ob in jeder Sekunde ein neuer Kamerad aus der Erde aufschösse. Da standen die braunen Gesellen in dichten Gruppen, flüsterten unter einander und sahen dann immer nach ihm herüber. Er kannte sie alle, er hatte ja Jahre lang mit ihnen gelebt und nun war nicht mehr daran zu zweifeln, auch sie hatten ihn erkannt, sie hatten erfahren, daß er sich von ihnen losgelöst habe und waren gekommen, den Abtrünnling zu beschauen.

Dem armen Jungen wurde so heiß, wie nie zuvor im Leben, als er so viele Augen alter, lieber Kameraden auf sich gerichtet sah, die ihn alle von dem Mörser weg und wieder an sich ziehen zu wollen schienen. Er mußte seine ganze Kraft

aufbieten, um in seiner Arbeit zu verharren. Er mußte an Gabrielen denken und sich an die Worte klammern: „Wie kann sich ein Drahtbinder an ein vornehmes Fräulein wagen?“ wollte er nicht der stummen Aufforderung seiner Kameraden, wieder zu ihnen zurückzukehren, nachgebend erliegen.

Inzwischen beschrieben die Drahtbinder immer engere Kreise um den Abtrünnling. Lebhafte Erörterungen schienen unter ihnen über die Frage obzuwalten, ob der Kaffeestampfer da wirklich der flüchtige Stephan Iwanowitsch wäre. Einige bejahten die Frage unbedingt, andere vermochten den alten Kameraden aus dem neuen, fremdartigen Gewande nicht so entschieden herauszufinden. Da faßte endlich Einer einen raschen Entschluß, schritt auf Stephan zu, blieb unmittelbar vor ihm stehen, sah ihm fest in's Auge, ohne jedoch ein Wort zu sprechen, fuhr ihm dann hastig über das schwarze Haar und rief zu seinen Kameraden mit überzeugender Gewalt:

„Er ist's, es ist der Stephan Iwanowitsch, es ist sein Gesicht, es ist sein Auge und sein Haar!“

Jetzt waren Alle überzeugt; einen Augenblick standen sie noch da, einige schüttelten die Köpfe,

andere blickten den verlorenen Kameraden wehmüthig an, aber keiner von Allen sprach ein Wort, und allmälig kehrte ihm einer nach dem anderen den Rücken, um hinter der Straßenecke zu verschwinden.

Das war eine harte Stunde für Iwanowitsch. Mit jedem Kameraden, der ihm da jetzt den Rücken kehrte, schien sich ein Stück der Heimath von ihm loszulösen. Er wußte nicht, sollte er bleiben oder den alten Genossen nachstürzen und reumüthig zu ihnen sagen: „Nehmt mich, ich bin wieder der Euere."

Aber er blieb mehr mechanisch, als mit Willen. Die Feuerprobe war überwunden, und hätte sich die Anfechtung auch wiederholt, was nicht geschah, der Widerstand wäre ihm jetzt nicht mehr schwer gefallen.

V.

Ein Monat verstrich, Herr Valentin hatte dem durch das Eintreten des Drahtbinders herabgewürdigten Geschäfte bereits vornehm den Rücken

gekehrt und die ganze Last des Geschäftes ruhte auf dem Prinzipal und dem Lehrling, der jedoch zur Freude des Ersteren eine ungemeine Gelehrigkeit und Geschicklichkeit entfaltete, und nach vier Wochen den Herrn Valentin vollkommen ersetzte, bis auf das vornehm herablassende Lächeln, mit welchem der elegante Commis den Hüterinnen des Küchenfeuers die Muskatenblüthe zugewogen, und welches ihm Stephan nicht abgeguckt hatte.

Aber so fleißig und thätig Stephan auch in seinem neuen Wirkungskreise sich bewegte, das freundliche Landhaus da droben auf der Höhe, darin Gabriele wohnte, lag ihm doch immer im Sinn. Je mehr Tage dahin gingen, desto lebhafter wurde seine Sehnsucht, es wieder einmal zu sehen. Manchmal, wenn er unter Tages in seiner Schlafkammer etwas zu thun hatte und den braunen Drahtbindermantel, der da im Ruhestande am Nagel hing, ansichtig wurde, war es ihm, als brennten ihm die Finger, als müßte er nach den abgelegten Kleidern langen und hastig hineinschlüpfen, blos um dem Landhause auf der Höhe einen Besuch abzustatten.

Und als der Prinzipal eines Tages eine

Stunde früher als gewöhnlich den Laden schloß, glaubte Stephan den Augenblick gekommen, wo er sein langgenährtes Verlangen befriedigen konnte. Rasch stand er da zum Drahtbinder metamorphosirt, die Reste des Drahtringes, die er seiner Zeit gleichfalls aufbewahrt, am Arme, und die Frau Prinzipalin, die verwundert drein schaute als er also umgewandelt an ihr vorbei kam, mit der Versicherung beruhigend, daß er blos gehe seinen ehemaligen Kameraden einen Besuch abzustatten, und daß er, nur um diesen eine Freude zu machen, das alte Gewand wieder angelegt.

Kaum hatte er jedoch das Haus im Rücken, so schlug er den Weg abkürzende Seitenpfade ein, die ihn rasch aus der Vorstadt heraus und auf die grünen Hügel brachten, auf deren höchstem das von ihm in raschem Schritte angestrebte Landhaus lag. Aber das Grün, über das er nun hinschritt, war nicht mehr so frisch und saftig wie vor einem Monat, als er diese Berge hinabgegangen, mit dem Entschluße ringend ein anderer Mensch zu werden.

Als Stephan das Hinsterben des Sommers gewahrte, wurde es ihm unendlich traurig zu Sinn.

Jetzt wird es bald recht öde werden da droben auf der Höhe, dachte er, sie werden alle fortziehen in die Stadt — Gabriele auch, und ich werde bloß hinaufblicken, nicht mehr hinaufsteigen dürfen, wenn es mit Sehnsuchtsgewalt über mich kommen wird.

Unter eigenthümlichen Gefühlen, mit hochklopfendem Herzen betrachtete Stephan die Villa; da — indem er die Treppe hinanschritt, rauschte oben etwas wie ein Seidenkleid — er hatte kaum Zeit aufzuschauen, da hüpften auch schon zwei leichte Füße an ihm vorüber, das schönste, bleichste der Mädchen schoß an ihm vorüber ohne ihn zu beachten.

Er aber kannte das schöne Mädchen, eine tiefe dunkle Röthe schoß über sein Gesicht, und fast zitternd drückte er sich an das Treppengeländer, als ob er der Erscheinung Platz machen wollte, die doch längst schon im Garten verschwunden war. Eine geraume Weile stand er da, den Hut in der Hand, den Blick auf die Stelle gerichtet, wo sie ihm entschwunden war und vermochte sich nicht zu fassen. Endlich ging er weiter.

Die Gemächer standen in langer Flucht offen

da, man hatte aus der Küche, welche der Drahtbinder betrat, den freien Blick in alle. Es schien Gesellschaft im Hause zu sein, sich jedoch sämmtlich in den Garten begeben zu haben. Ein Dienstmädchen nur bewillkommte den Drahtbinder als einen alten Bekannten, hieß ihn warten und eilte dann mit Erfrischungen gleichfalls in den Garten hinab.

Stephan stand da allein. Einen Augenblick blickte er gleichgiltig vor sich hin, die Pracht der Zimmer, die sich da vor ihm ausbreitete, lockte ihn nicht. Da leuchtete ihm jedoch aus dem zweitnächsten Gemache ein blaues Kleid entgegen, das über einen Sessel nachlässig hingeworfen da lag. Das war Gabrielens Kleid — er hatte sie öfter darin gesehen, selbst an dem Tage hatte sie es getragen, da sie ihn durch ein verachtungsvolles Wort so tief gekränkt. Das Zimmer, darin das blaue Kleid lag, mußte Gabrielens Zimmer sein; — indem er dieses dachte kam eine unbezwingliche Sehnsucht über ihn, den Raum kennen zu lernen, in welchem das schöne Mädchen waltete.

Der Drahtbinder überlegte nicht was er that, dachte nicht, daß man ihn sehen könnte, — mit

drei Schritten war er in dem Zimmer, nach dem ihn seine Sehnsucht rief.

Athemlos stand er da und sah sich um. Dunkelrothe Vorhänge sänftigten das grelle Licht, das sonst hereingebrochen wäre, da der Sonne keine Schranke gesetzt war auf dieser freien, hindernißlosen Höhe. Ein in einem Goldrahmen gefaßtes Bild zeigte Gabriele in Lebensgröße, zu ihren Füßen das jüngere Schwesterchen spielend, ganz so wie die beiden Mädchen oft vor ihm gesessen, um seinen Erzählungen zu horchen. Im Winkel stand ein Piano, über einem Stuhl lag eine Stickerei leicht hingeworfen, und dort am Fenster lehnte ein Schreibtisch.

Wie früher der Wunsch, bloß das Gemach zu sehen, so regte sich jetzt ein anderes Verlangen mit unwiderstehlicher Macht in ihm. Er hätte mögen etwas mitnehmen, etwas mit sich forttragen von hier, das ihn in jeder Stunde an Gabriele gemahnt hätte. Er blickte hastig um sich und trat dabei dem Schreibtische näher; da lag ein kleines aufgeschlagenes Büchlein vor ihm — wahrscheinlich hatte sie jüngst darin gelesen. Auf den auseinander gebreiteten Seiten des Buches lag ein

angefangener Brief und ein goldberändertes Blättchen, auf dem einige Zeilen unter einem Strauße gemalter Vergißmeinnicht geschrieben standen.

Stephan griff nach dem Buche, um es zu sich zu nehmen, da er nichts anderes gewahrte, was zum Forttragen geeigneter gewesen wäre. Indem er das Buch hastig zuschlug, blieb der offene Brief und das goldberänderte Blatt in demselben. Mit drei Schritten war er nach vollbrachtem Raube wieder in der Küche, in der er noch eine geraume Weile warten mußte, ehe jemand erschien. Es hatte also Niemand seine That gesehen und war er erst einmal fort und entdeckte Gabriele, was ihr abhanden gekommen, so konnte auch nicht der leiseste Verdacht auf ihn fallen. Denn mochte sich auch das Dienstmädchen erinnern, ihn allein im Hause gelassen zu haben — wem konnte es vernünftiger Weise in den Sinn kommen, anzunehmen, daß ein Drahtbinder Razzien nach Büchern und Briefen ausführe?

Aber der Raub hatte für Stephan keine andere Bedeutung, als daß er seine Blicke daran weiden konnte. Er mochte noch so eindringlich

in das Buch und auf die geschriebenen Blätter niedersehen, er vermochte doch nichts zu enträthseln von all' den Geheimnissen, die da begraben lagen. Das hinderte jedoch nicht, daß der Wunsch in ihm immer lebendiger wurde, dem Inhalte und der Bedeutung der an sich gebrachten Papiere auf die Spur zu kommen.

Die Lern- und Wißbegierde Stephans fühlte sich mächtig angestachelt. Aber so tüchtige Fortschritte er auch im Lernen machte und ob er nun gleich in wenigen Monaten flüssig deutsch sprechen und schreiben konnte: an die Hieroglyphen dieses Buches und dieser geraubten Blätter reichte seine Wissenschaft doch nicht hinan. Es mußte immer noch viel Wissen geben, das ihm verschlossen war, sagte er sich bekümmert, und dessen Abgang ihn weit unter Gabriele stellte. Eine gewisse Ahnung sagte ihm, daß wenn er es erst dahin gebracht hätte, Alles das, was in diesem geheimnißvollen Buche und auf den geschriebenen Blättern verzeichnet stand, eben so gut zu verstehen, wie Gabriele, er dieser letzteren viel näher stehen würde.

Aber wie sollte er es beginnen, um zu dem

ersehnten Verständnisse zu gelangen? Sollte er Buch und Blätter jemandem zeigen, der ihm Aufklärung geben und ihn anweisen könnte, wie er es anzufangen habe, um zu gleicher Wissenschaft zu gelangen? Aber wen sollte er zum Vertrauten machen? Da fiel ihm der alte Arzt ein, der täglich eine Flasche Wein im Extrazimmer des Kaufmannsladens ausstach und ganz glücklich war, wenn er jemanden fand, dem er seine Irrfahrten durch die Welt erzählen konnte. Und diese Irrfahrten hatten den siebzigjährigen Mann fast durch die ganze Welt geführt. Stephan hatte in müßigen Stunden seine Erzählungen mit angehört und erfahren, daß der alte Schiffsarzt auf einem englischen Schiffe in Indien gewesen, in französische Gefangenschaft gerathen und jahrelang als Gefangener in einer italienischen den Franzosen gehörigen Stadt internirt gewesen. Dieser weit gereiste Mann sprach gewiß auch mehrere Sprachen, dachte Stephan, er wird mir am ehesten Bescheid geben können, dazu ist er so leutselig, daß ich es schon wagen kann.

Und Stephan wagte es. Als er sich einmal mit dem alten Herrn allein sah, rückte er mit dem Buche heraus.

Der Schiffsarzt besah es, las mit Behagen darin und sagte:

„Das ist ein französisches Buch, mein Sohn und zwar ein sehr gutes Buch, man nennt es Telemach!“

„Ist das auch französisch!“ fragte Stephan zaghaft, mit dem angefangenen Briefe herausrückend.

Der Alte war das Billet kaum ansichtig geworden, als er freudig ausrief:

„Wo hast Du das her, mein Sohn? das ist das schönste Englisch von der Welt, das ist ja meine Lieblingssprache, Junge! wo hast Du den Brief her? Ein Mädchen schreibt darin einer Freundin in Italien, daß sie ihr als Erinnerung an die schönen Tage, die sie vor zwei Jahren bei ihr in Italien verlebte, ein italienisches Stammbuchblatt schicke. So weit geht der Brief, der erst angefangen zu sein scheint!“

„Ist dies also vielleicht das italienische Blatt?“ fragte Stephan, das goldberänderte Blatt vorzeigend.

„Freilich, mein Sohn!“ bekräftigte der Schiffsarzt, das Blatt überfliegend, „das sind die schön-

sten Verse des Tasso. Aber wo hast Du das Alles her, Junge?"

„Wenn ich auch in so vielen Sprachen zu schreiben verstünde, wie glücklich wäre ich!" sagte Stephan wie träumerisch vor sich hin, dem alten Herrn die eigentliche Antwort auf seine Frage schuldig bleibend.

„Wirklich, mein Sohn, bist Du so lernbegierig?" rief der Schiffsarzt den Jüngling wohlgefällig ansehend.

„O ein Engel wäre mir der, der mir etwas von diesem weiten und schönen Wissen eingösse!" flüsterte der Jüngling mit andächtig gefalteten Händen.

„Wirklich, mein Junge? Ei, da könnten wir ja Rath schaffen. Zeit habe ich genug, was hätte ein alter Arzt, den sie da draußen in der Welt weit überholt haben, auch zu thun? Und wenn Du des Abends zu mir kommen willst, so kannst Du leicht in kurzer Zeit etwas von den drei Sprachen wegbekommen, deren Kenntniß Dich durch die ganze Welt zu tragen vermag."

„Ob ich kommen will!" jubelte der Jüngling dankselig und streckte dem alten Manne seine bei-

den Hände entgegen, indem ihm die hellen Thränen in die Augen traten.

„Abgemacht!“ sagte der Alte aufstehend. „Du sollst bald ein Engländer sein, als ob Du nie eine Idee vom Kontinente gehabt hättest!“

VI.

Wir übergehen einen Zeitraum von vier Jahren, in dessen Verlaufe sich nichts Bemerkenswerthes zutrug, das mit unserer Erzählung im Zusammenhange stünde.

Für Stephan Iwanowitsch freilich bedeuteten diese vier Jahre einen vollkommenen Umschwung des inneren und des äußeren Menschen. Sein Wissensdrang, der durch einen glücklichen Zufall Nahrung und Begünstigung gefunden, hatte ihn immer weiter getrieben und aus dem Drahtbinder einen jungen Mann von seltener gediegener Bildung gemacht. Mit der Ausweitung dieser Bildung war wohl auch der Gedanke über ihn gekommen, daß er sich bei seinem Prinzipal nun nicht mehr an seinem Platze befinde. Aber ein gewisses unbezwingliches Gefühl der Dankbarkeit

hatte ihn diesen Gedanken immer unterdrücken geheißen und ihn verhindert, seine Stellung im Geschäfte des Prinzipals aufzugeben. Diese war freilich auch lang eine ganz andere, nahezu selbstständige geworden. Der Prinzipal hatte mit Staunen die Umwandlung des jungen Mannes wahrgenommen, und da Stephan bei fortschreitender Einsicht und kaufmännischer Ausbildung auch das Geschäft, dem er diente, auszuweiten bemüht war und demselben bis dahin unausgebeutete Vortheile erschloß, so begann sich bei dem Kaufherrn bald eine unbedingte Achtung für den strebsamen Stephan festzusetzen, welche das Resultat hatte, daß dieser letztere bald die Seele des blühenden Geschäftes wurde.

Der Wohlstand des Hauses mehrte sich mit jedem Tage, und der Prinzipal wußte seinem Dank keinen sprechenderen Ausdruck zu geben, als daß er Stephan zum Theilnehmer der Handlung machte; daß sich unter solchen Umständen die Blicke des prinzipallichen Töchterchens mit Wohlgefallen auf den schmucken Kompagnon richteten, bedarf wohl nicht erst einer besonderen Bekräftigung. Stephan war jedoch gegen diese Blicke vollkommen gepan-

zert, die Magnetnadel seines Herzens wies immer und unverrückt nur nach einem Punkte hin. Gabriele blieb der Angelpunkt seiner Träume.

Manchmal trug er diese immer wieder in das Gebiet der Wirklichkeit hinüber, wenn er den eleganten Rock von sich warf, den Hut und den Mantel des Drahtbinders ergriff, um durch die Hinterpforte des Hausgärtchens in der Stunde der Dämmerung ungesehen auf das freie Feld hinausschlüpfen und dem schönen Landhause zuzuwandern, darin Gabriele vom Frühling bis zum Herbst wohnte. Wohl machte dieser letztere seinen Exkursionen immer für eine lange Zeit ein Ende, aber dann beschied sich Stephan in Geduld und arbeitete nur mit um so größerem Feuereifer daran, um das Motto, das ihn zu einem anderen Menschen gemacht, um den bitteren Satz: „Aber wie kann sich auch ein Drahtbinder an ein vornehmes Fräulein wagen?“ immer mehr Lügen zu strafen.

So wurde es wieder einmal Frühling. Stephan hatte in Erfahrung gebracht, daß die Villa des Banquiers, an der einzig sein Sinn hing, bereits bevölkert sei.

Ein wunderlieblicher Abend war es, an dem

er sein altes braunes Gewand vom Nagel nahm, die Utensilien seines alten Handwerkes um die Hand schlang und hinausschritt, um die frischgrünen Hügel emporzusteigen.

In der Küche empfingen ihn die dienstbaren Geister wie einen alten Bekannten, auf den man schon lange gewartet. Die Köchin namentlich konnte sich nicht genug wundern, wie reinlich der „Mosje" seit einiger Zeit gegen früher und auch gegen seine übrigen Kameraden gehalten aussehe. Man müsse ihn schon um seiner Reinlichkeit willen protegiren, meinte die Autokratin am Hausfeuer wohlwollend, und darum spare sie ihm auch alle Arbeit auf und weise alle seine Kollegen, wie oft diese auch bei ihr vorsprächen, entschieden zurück.

Stephan horchte nur nebenher auf diese Rede, ihn beschäftigte etwas ganz anderes.

Durch die offenen Thüren hörte man Stimmen aus den Gemächern, und namentlich trug der Luftzug alles herüber, was auf dem nahen Balkon gesprochen wurde.

Auf diesem war dem Anscheine nach der Herr des Hauses mit einem männlichen Gaste in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, in welche sich

jedoch auch zuweilen eine wunderliebliche Stimme mischte, deren Klang Stephan immer alles Blut auf die Stirn trieb. Er hatte Mühe, beim Klang dieser Stimme mechanisch weiter zu arbeiten.

Jetzt schien die Unterhaltung zu Ende, der Hausherr und Gabriele geleiteten den Gast durch den Salon zur Treppe.

Die Thür der Küche stand auch gegen die Treppe zu offen und erlaubte dem Lauscher auf einen Augenblick die ganze Gruppe in's Auge zu fassen, als sie sich aus den Gemächern, die mit der Küche auf dieser Seite paralell liefen, hervorkommend, dem Treppenhause näherte.

Es schien ein herzlicher Abschied, den die Drei nahmen. Der Hausherr umarmte den Scheidenden, einen eleganten jungen Mann von feiner Tournüre und Gabriele reichte ihm die Hand.

Jetzt verschwand der junge Mann, und Vater und Tochter kehrten langsam nach dem Balcon zurück.

Stephan konnte deutlich vernehmen, wie der Banquier im Tone aufrichtigen Bedauerns bemerkte:

„Es thut mir wirklich herzlich leid, daß Fon-

tani geht. Nicht nur, daß er mehr Freund als Bedienſteter im Hauſe war, wo finde ich ſofort einen Mann, der mir die Lücke ausfüllt? Ein tüchtiger Mann von Bildung, der mir die franzöſiſche, engliſche und italieniſche Korreſpondenz ſo verläßlich führt, iſt nicht ſo leicht zur Stelle zu ſchaffen. Wie geſagt, es thut mir ſehr leid, aber um keinen Preis hätte ich ſeinem Glücke hinderlich ſein wollen! Hat mich auch das raſche Anſinnen, ihn ohne vorhergegangene Kündigung zu entlaſſen, anfänglich frappirt, ſo verſöhnte ich mich doch bald mit demſelben, als er mir darſtellte, daß ſich ihm die Gelegenheit, in eine äußerſt vortheilhafte und unabhängige Handelsgeſellſchaft als Theilhaber einzutreten, nicht zum zweitenmal bieten dürfte."

In Stephans Bruſt regte ſich ein lebhaftes, leidenſchaftliches Pochen. Wenn der Augenblick gekommen wäre, Gabrielen ebenbürtig entgegen zu treten? dachte er, und ſein Athem verſagte ihm bei dieſem Gedanken. Und doch, war der Gedanke wirklich ſo kühn, als er auf den erſten Blick ausſah? Er fühlte es, daß er noch immer unter dem demüthigenden Einfluß der herben Rede

stand, die ihm Gabriele einst zugeschleudert. Von diesem Einflusse mußte er sich nun freimachen, er mußte sich zum vollen selbstständigen Stolze des freien, kräftigen Handelns aufraffen.

Ohne seine Arbeit beendigt zu haben, eilte Stephan an diesem Abende von dannen. Die Nacht verbrachte er schlaflos, auf dem Stuhle vor seinem Arbeitstische sitzend, das gedankenvolle Haupt in die Hand gestützt.

Am Morgen begab er sich zu seinem Kompagnon, dem ehemaligen Herrn Prinzipal, und nachdem er ihm angekündigt, daß er ihm eine vertrauliche Mittheilung zu machen habe, begann er:

„Ich werde das Geschäft für einige Zeit verlassen! Sie müssen es auf Ihre eigenen Schultern nehmen und sehen, wie Sie damit fortkommen!“

Der Kompagnon wurde bei dieser überraschenden Mittheilung kreidebleich vor Schrecken. Nachdem er seit Jahr und Tag Alles gehen gelassen, wie es seinem jungen Kompagnon gefiel, sollte er nun wieder aus seinem bequemen Trott herausgerissen werden und sich auf die eigenen Füße stellen?

Das war zu viel verlangt, und kleinlaut stotterte er:

„Sie wollen mir den Rücken kehren, Verehrtester? Wo denken Sie hin? Das hieße ja das Geschäft geradezu morden. Und Sie wollen wohl nicht an Ihr eigen Fleisch und Blut gehen? Wir sind ja nahe daran, eine Großhandlung zu etabliren, so weit haben wir es durch Ihre werthgeschätzte Mitwirkung gebracht, und nun könnten Sie das Gewissen haben, das Alles wieder zu Nichts zu machen?“

Und der trostlose Kompagnon schlug vor Angst die Hände über dem Kopfe zusammen, während ihm der Angstschweiß aus allen Poren drang.

„Beruhigen Sie sich Verehrtester!“ beschied Stephan den in gelinder Verzweiflung Schwebenden, „es handelt sich nur um eine zeitliche Abwesenheit von einigen Wochen oder Monaten und auch da mehr um eine körperliche; denn mit meiner Energie will ich das Geschäft immer unterstützen, wenn ich auch nicht physisch in demselben arbeiten kann. Ich werde Sie täglich auf einige Stunden besuchen, werde mir erlauben Ihnen geeignete Winke zu geben, werde das Wichtigste

in der Korrespondenz und in den Büchern besorgen und so wird die Sache fortgehen, als ob ich da wäre!"

„So, so," sagte der einigermaßen aufathmende Kompagnon, von seiner Panique sich erholend: „Aber lange halte ich es nicht aus ohne Sie, ich bin ganz aus der Ordnung gekommen, habe, so zu sagen, den Takt verloren, und wenn man einmal so alt ist, wie ich, so ist es schwer ihn wieder zu finden, zumal in so gründlich geänderten Verhältnissen, wie Sie dieselben hier zu Wege gebracht haben! Also, wie gesagt, lang darf es nicht dauern, ich bin ohnehin schon lange gewillt, mich ganz von dem Geschäfte zurückzuziehen und meine Tage in vollkommener Ruhe zu verleben! Sie sind der Mann des Geschäftes, Sie müssen und werden es weiter führen, und es wird keine größere Freude für mich geben, als wenn ich die Firma „Stephan Iwanowitsch," die aus dem Hause Schnacker hervorgegangen, unter den Großgeschäften unseres Platzes werde nennen hören, wenn in die lustige Weinstube, darin ich mit einigen guten Freunden, alten Knaben wie ich, die Abende zu verzechen gedenke, etwas von dem Welt-

und Kaufmannstreiben da draußen 'mal herüberklingt!"

VII.

Am Morgen des auf das eben Erzählte folgenden Tages erschien ein eleganter Herr am Thor des dem Banquier R.... gehörigen Landhauses und fragte nach dem Hausherrn.

Ein Bedienter führte den Fremden in den Salon und bat ihn hier einen Augenblick zu gedulden.

Da stand der junge Mann in dem eleganten, von üppigem Wohlstand zeugenden Raume und blickte mit eigenthümlichen Gefühlen um sich. Dorthin mußte ein Zimmer liegen, ein Zimmer niedlich und klein, und ihm recht wohl bekannt. In diesem Zimmer mußte ein Bild hängen, ein Bild, so wunderlieblich wie die, die dieses Zimmer bewohnte. Er dachte des Augenblickes, den er in diesem Zimmer zugebracht und das Herz schlug ihm höher in der Brust.

Hierhin ging es auf den Balkon — da hinaus

nach der Küche. Der junge Mann lächelte eigenthümlich, als er nach der Richtung hinblickte, wo die Küche lag. Die Thür derselben war nur angelehnt, und zuweilen schien es ihm, als ob sie leise auf die Breite eine Fingers geöffnet würde und als ob ein Auge in der Spalte sichtbar würde, das ihn zu recognosciren strebe. Und dann schien es ihm fast, als ob dieses Auge der alten Köchin gehöre, und als ob eine Stimme, die wieder die der Köchin zu sein schien, sich verlauten ließe: „Mir ist's doch, als ob ich den eleganten Herrn im Zimmer kennen sollte — er hat ein Gesicht — o ein Gesicht — ganz so wie — ganz so wie der — ja, mein Gott, wie wer denn? Das ist's eben, was ich da nicht herausbringen kann! Aber, ich bleibe dabei, gesehen habe ich ihn schon!"

Der junge Mann im Salon lächelte wieder, als er die Bemerkung der Köchin vernahm. Dann zog er sich das feine Seidengilet knapper, zupfte an der zierlich geschlungenen Halsbinde, knöpfte sich den Frack loser und fuhr sich durch das rabenschwarze Haar, dasselbe nach rückwärts werfend, daß die große, weiße Stirn frei hervortrat.

Er wollte auch noch den Handschuh in Ordnung bringen, als der Banquier mit einer höflichen Verbeugung rasch eintrat.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte er höflich auf einen Stuhl weisend und faßte den Fremden flüchtig in's Auge. Diese, wenn auch nur oberflächliche Ueberschau schien von einem günstigen Eindruck auf den Hausherrn begleitet zu sein, und in der That sah der Fremde eben so elegant als einnehmend aus.

Der Fremde grüßte mit angenehmen Anstand und sagte:

„Ich habe vernommen, daß in Ihrem geschätzten Hause die Stelle eines Correspondenten frei ist.“

„Sie haben das wirklich vernommen, mein Herr, und von wem, wenn ich fragen darf?“ fiel der Banquier lebhaft ein, und maß den Fremden neugierig. „Herr Fontani hat mich doch erst gestern um seine Entlassung gebeten und ob ich sie ihm auch sofort bewilligt habe, so weiß doch außer meiner Familie noch Niemand, daß er mein Haus verlassen hat. Ich habe, da ich seither noch nicht in der Stadt war, nicht einmal Gelegenheit

gehabt, meinem Personal das Ausscheiden des Herrn Fontani anzukündigen."

„Und doch ist mir die Thatsache vollkommen bekannt!" warf der Fremde lächelnd ein.

„Ach, — ich begreife — sollte Herr Fontani selbst —"

Der Fremde wartete den Schluß der Rede nicht ab, sondern verneigte sich mit einem verbindlichen Lächeln, welches die Muthmaßung des Banquiers bekräftigen zu sollen schien.

„Ach, sehr angenehm, mein Herr, sehr angenehm!" versicherte der Banquier, dem Fremden seine Hand reichend. Es wäre wirklich sehr gütig vom Herrn Fontani gewesen, wenn er in dieser Beziehung an mich gedacht hätte — seine Empfehlung ist ein Wechsel, der von mir zu jeder Stunde mit Vergnügen acceptirt wird. Sehr erfreut, mein Herr, sehr erfreut!"

Und der Banquier schüttelte dem Fremden so vertraulich und herzlich die Hand, wie er dies sonst nur seinen besten und solidesten Geschäftsfreunden zu thun pflegte. Galt es doch bei ihm für eine ausgemachte Thatsache, daß Fontani den Fremden an ihn gewiesen hatte.

Der Fremde setzte dem freundlichen Entgegenkommen des Banquiers eine zwar bescheidene aber würdige Haltung entgegen.

„Ihre Zuvorkommenheit," bemerkte er, „läßt mich hoffen, daß Sie den Zweck meines Besuches bereits errathen haben und daß ich auf einen nicht ganz unfreundlichen Bescheid zählen darf!"

„Allerdings, allerdings! Aber ich muß Sie aufmerksam machen: der Correspondent ist nach der Art meines Geschäftes die Seele des Ganzen. Ich kann da keine Zersplitterung zugeben — wer den Platz einnimmt, muß ihn ganz einnehmen und Alles in seiner Hand halten. Kurz gesagt, mein Herr, ich brauche einen Mann, der das Französische, Englische und Italienische wie seine Muttersprache handhabt. Meine Geschäfte greifen nach ganz Europa hinaus — der, der sie lenkt, muß sich meinen Geschäftsfreunden in der Sprache anbequemen können. Ich weiß nun nicht —"

„Ob Sie mir die Bildung zutrauen sollen, die der Platz erfordert, den ich anstrebe?" fiel der Fremde lächelnd ein. „Stellen Sie mich erst versuchsweise dahin, wo fest stehen zu bleiben ich mir zur Ehre rechnen werde, und Sie werden bald er-

kennen, daß ich mich nicht zu einer Stellung drängte, der ich nicht gewachsen bin. Ich bin vollkommen Herr der Sprachen, deren Kenntniß Ihr Geschäft fordert, und brenne vor Begierde, Ihnen das zu beweisen."

„Wirklich? Sie glauben, mein Mann sein zu können?" rief der Banquier lebhaft und fast freudig, und streckte dem Gaste die Hand entgegen. „Dann sind wir auch einig und ich bin ganz glücklich, daß mir jedes unangenehme Geschäftsinterim erspart ist. Ich glaubte, mich erst an Geschäftsfreunde in der Residenz wenden zu müssen um durch ihre Vermittelung die Lücke auszufüllen, die Fontanis Scheiden gerissen, und nun führt ein glücklicher Zufall Sie mir entgegen."

Der Banquier besprach mit dem Fremden einige Details, die das gegenseitige Uebereinkommen betrafen und sagte dann:

„Jetzt werden Sie mir erlauben, daß ich Sie auch mit meiner Familie bekannt mache. Ich werde bald in die Lage kommen, Ihnen mein volles Vertrauen schenken zu müssen, und da ist es wohl am besten, ich fange damit an, Sie in mein Haus einzuführen. Eine Hausfrau kann ich

Ihnen leider nicht vorführen. Ich bin seit Jahren Wittwer und das Regiment des Hauses liegt in der Hand meiner ältesten Tochter. Gabriele, wolltest Du nicht auf einen Augenblick zu mir kommen?"

Die letzten Worte sprach der Banquier in das angrenzende Zimmer hinein, dessen Thüre er geöffnet hatte. Es war dasselbe Zimmer, in welchem der Fremde unmittelbar, nachdem er in den Salon eingeführt worden, mit seinen Gedanken wohlgefällig verweilt.

Eine eigenthümliche Bewegung bemächtigte sich des jungen Mannes, als der Banquier seine Tochter rief. Es leuchtete auf seinem gebräunten, ernsten Antlitze mächtig auf und eine tiefe Röthe senkte sich über die Stirn nieder. Die ganze Gestalt schien noch an Selbstständigkeit und Würde zu gewinnen.

Und als jetzt Gabriele hereintrat, schön, schlank, stolz und strahlend auf einem feinen weißen Halse das Haupt einer Königin tragend, da stürmte es leidenschaftlich durch die Pulse des jungen Mannes und seine Brust hob sich in raschem, fast keuchendem Athem. Der junge Mann mußte seine

ganze Kraft zusammenhalten, um nicht aus der Fassung zu kommen.

„Meine Tochter Gabriele — Herr Stephan Iwanowitsch!“ stellte der Banquier die beiden jungen Leute einander vor. „Herr Stephan Iwanowitsch, der Fontani's Platz in meinem Hause einnehmen wird! Das hörst Du nicht ungern, Gabriele, nicht wahr? Ich muß Ihnen nur sagen, Herr Iwanowitsch, meine Tochter ist ein kleiner Büchernarr, der mehr in der Literatur als in der Wirthschaft zu Hause ist. Was sage ich aber in der Literatur — in den Literaturen muß ich eigentlich sagen, denn Gabriele ist mehr Italienerin und Britin, mehr Französin als Deutsche. Und da war ihr denn Fontani ein willkommener Freund. Die Beiden lasen zusammen, tauschten Bücher und Ansichten aus, als ob sie eine Literaturgeschichte der Italiener und Engländer schreiben wollten! Das hat nun plötzlich ein Ende genommen und ich weiß nicht, ob sich nun meine Tochter in dieser Beziehung nicht an Sie halten wird, Herr Iwanowitsch!“

„Mein Vater könnte Ihnen bange machen, daß Sie sich am Ende gar vor mir fürchteten!“

ſagte Gabriele lächelnd und ſah dabei Iwanowitſch mit einem forſchenden Blicke an. Es war etwas in dem Geſichte und dem Weſen dieſes Mannes, das ſie eigenthümlich anzog und intereſſirte. Sie ſann hin und her, wo ſie dieſen Zügen bereits begegnet, aber ſie vermochte in ihren Gedanken zu keinem Reſultate zu kommen.

„Was ich gehört habe, genügt, um mich recht klein und demüthig Ihnen gegenüber zu fühlen!“ nahm Iwanowitſch das Wort. „Ich habe noch wenig geleſen, aber um ſo lebendiger lebt dies Wenige in mir. Das erſte und faſt einzige Buch, daß ich überhaupt mit Bewußtſein las, war der — Telemach!“

Gabriele ſah überraſcht auf, als Stephan das Buch nannte, das eine gewiſſe Rolle in ihrem eben nicht ereignißreichen Leben ſpielte.

Auch der Banquier fing das Wort auf und bemerkte:

„Iſt das nicht daſſelbe Buch, das Dir auf eine ſo unbegreifliche Art abhanden kam, Gabriele?“

Gabriele bejahte und dabei ſah ſie unwillkürlich Iwanowitſch an, der ſie gleichfalls mit ſeinen Blicken feſthielt. War ſein Blick ſo feſſelnd?

Sie wußte nicht, warum sie ihr Auge von dieser sie so bekannt anmahnenden Stirn nicht abwenden konnte, warum ihr der Name Telemach ununterbrochen im Ohre lag?

„Telemach ist für mich eine Art Evangelium geworden!“ nahm Stephan wieder das Wort, nicht ohne daß eine gewisse feurige Schwärmerei seine Worte durchleuchtete. „Wenn es mir wohlgeht, so juble ich mit dem Buche, so einfach es sonst ist, und wenn mich etwas bekümmert, so weht mich das Lesen darin wie ein stilles Beten an. Es ist das eine seltsame, eigenthümliche Sache — wenn wir bekannter geworden sind, wird sich vielleicht Gelegenheit finden, Ihnen das zu erklären, mein gnädiges Fräulein! Im Augenblick muß ich es mir schon gefallen lassen, daß Sie mich mit sammt meinem unbegreiflichen Telemachkultus für einen Narren halten!“

Gabriele vermochte nichts zu antworten. Das Wort, das Wesen des Fremden hatte sie unendlich befangen gemacht. Sie verabschiedete sich bald und Iwanowitsch fuhr mit dem Banquier nach der Stadt.

Als die beiden Herren fortgingen, sah ihnen

die Köchin lange verwundert nach und sagte dann kopfschüttelnd:

„Dieser Herr hat ein Gesicht — ein Gesicht — ganz so wie der — ja, mein Gott, wie wer denn? Das ist's eben, daß ich nicht auf die Person kommen kann, der er ähnlich sieht! Aber, er ist es ganz — wie er leibt und lebt — das wird mich noch zu Tode quälen, wenn ich nicht bald darauf komme!"

Und die Köchin war nicht die einzige, welcher der elegante Besuch gar absonderliche Gedanken machte.

Da stand hinter einem Schreibpulte im Comptoir des Banquiers ein junger, zierlich herausstaffirter Mann mit steifem Vatermörder, dessen Enden die Ohren streiften, mit einem tadellos geschlungenen Cravattenknoten, mit einem großkarirten Sammtgilet, über welches eine schwere goldene Uhrkette hinfloß, mit der die Hand vornehm lässig spielte, so oft die Feder ruhte.

Und der junge Mann sah neugierig auf, als der Banquier mit Iwanowitsch eintrat und diesen dem Personal als neu gewonnenen Correspondenten vorstellte.

Aber mit diesem neugierigen Aufschauen war es nicht gethan. Demselben folgte ein lebhafter Griff nach dem Stecher, der an einem breiten, seidenen Bande über der Brust baumelte. Der Stecher wurde auf den neuen Correspondenten gerichtet, und im Verlaufe dieser Fixirung entspann sich im Gehirne des jungen Comptoiristen folgender mit dem Monologe der Köchin in den Hauptmomenten merkwürdig zusammenfallender Gedankengang:

„Es ist doch merkwürdig — dieses Gesicht — ich sollte es kennen — und ich kenne es auch — ich kenne es bestimmt — wenn ich nur wüßte, wohin ich es rangiren soll — es erinnert mich an — an — ja, mein Gott an wen denn? Wenn ich das wüßte! Aber ich muß es herausbringen, die Sache macht mir sonst Unruhe, und ich könnte eine Post aus dem „Sollen“ in das „Haben“ hinübertragen — aus lauter Desperation, was mit dem Gesichte anzufangen.“

„Herr Valentin,“ ertönte in diesem Augenblick die Stimme des Banquiers, den tadellosen Dandy des Comptoirs aus seinem Brüten reißend, „Herr Valentin scheint den Herrn Iwanowitsch für einen

wesentlichen Faktor der Bilanz anzusehen, so aufmerksam faßt er ihn in's Auge!"

„Bitte um Entschuldigung — war reiner Zufall!" stotterte der Dandy einigermaßen verlegen, und warf mit nobler Nonchalance den Stecher aus dem Auge, griff nach seiner Cigarre, bückte sich, blies den Staub von seinen lackirten Stiefletten und fuhr dann im Buchhalten fort.

VIII.

Stephan wurde bald aus einem Bediensteten ein Freund des Hauses. Der günstige Eindruck, den er auf den Banquier und auf Gabriele gleich beim ersten Begegnen gemacht, erhielt durch den fortgesetzten regen Verkehr und Umgang, der sich entspann, die umfassendste Bestätigung. Iwanowitsch war die Seele des Geschäftes und das belebende Element im häuslichen Cirkel des Banquiers.

Mit dem ehemaligen Prinzipale wickelten sich die Angelegenheiten auf das Günstigste ab. Das Geschäft, auf dessen Erweiterung Stephan unaus-

gesetzt bedacht war, war in bestem Zuge ein Großgeschäft ansehnlichen Ranges zu werden, als der Prinzipal ein für allemal erklärte, er habe nun die Arbeit satt und wünsche seinem Compagnon definitiv Alles zu übergeben, wie es liege und stehe, gewisse Vermögensvorbehalte vorausgesetzt.

Iwanowitsch arbeitete nun daran, selbstständiger Kaufherr zu werden, ohne daß der Banquier etwas von seiner Doppelleistung inne wurde.

Die schöne und stolze Gabriele sah mit steigendem Wohlgefallen auf den jungen Mann nieder. Sie bewahrte jedem seiner Worte eine fast hingebende Aufmerksamkeit, während die geistreichen Bemerkungen und feinen Anspielungen des Herrn Valentin, der zum ersten Buchhalter avancirt war und gleichfalls Zutritt im Hause hatte, auf ein verschlossenes Ohr stießen, was den Herrn Valentin billiger Weise um so mehr kränkte, als er bezüglich des Gesichtes seines Rivalen — denn Stephan als solchen zu betrachten, war er eitel und anmaßend genug — noch immer nicht im Reinen war.

Ohne daß ein gegenseitiges Aussprechen erfolgte, wurden die Beziehungen zwischen Gabriele

und Stephan immer inniger und herzlicher. Da fügte es einmal der Zufall, daß die Sprache wieder auf den Telemach kam.

„Sie sagten gleich bei unserem ersten Begegnen, daß Sie mir einmal erklären würden, welche mysteriöse Bewandtniß es für Sie mit dem Telemach habe!“ bemerkte Gabriele lebhaft, „ich nehme Sie nun beim Wort!“

„In der That, mein Fräulein?“ rief Stephan lebhaft erregt; „wollen Sie, daß sich das Verhängniß erfülle?“

„Sie sprechen sehr ernst und gewichtig.“ scherzte Gabriele, wurde aber unwillkürlich ernst, als sie auf das klare Antlitz des Freundes sah, das nun nach lebhaftem aber kurzem Kampfe eine feste Abgeschlossenheit zeigte. Es lag etwas in diesem Gesichte, das, wenn man es in Worte hätte fassen können, bestimmt gesagt hätte:

„Jetzt ist es an der Zeit!“

„Sie wollen die Geschichte meines Telemach kennen lernen?“ sagte er plötzlich. „Wohlan denn, sie ist ja kurz. Ein armer Knabe liebte ein schönes Mädchen, ein Kind noch, aber er war ja auch Kind! Der Zufall führte den Knaben einmal

in das Zimmer der Geliebten, die von seinem Gefühle keine Kenntniß hatte. Als er da stand in dem heiligen Raume, den die Spur ihres Athems durchwehte, faßte es ihn unwiderstehlich, die Lust befiel ihn, etwas zu besitzen, was ihm immerwährend die Geliebte vor das Auge führen müßte. Er griff unwillkürlich mit der Hand aus — sie erfaßte ein Buch — ein Buch — es war der Telemach — dieser Telemach, Gabriele!"

Und Stephan zog ein kleines zierliches Büchlein aus der Brusttasche seines Rockes und legte es vor Gabriele hin.

Und als er dies that, zitterte seine Hand. Gabriele hatte sich von ihrem Sitze erhoben, sie sah das Buch an und ihr Athem stockte.

Sie vermochte nicht zu sprechen, sie war bleich, als ob der Mond ihr Gesicht beschiene. Eine augenblickliche athemloseStille lag über demGemache.

Die Beiden standen einander gegenüber, Aug im Auge wurzelnd.

Da streckte er seine Hand aus, ein blitzartiges Leuchten ging über sein Gesicht, er berührte die Geliebte und wie ein Feuerstrom löste sich das Wort von seiner Lippe:

„Gabriele, verstehst Du die Geschichte meines Telemach, der mir wie ein Evangelium am Herzen ruhte, seit ich ihn in diesem selben Zimmer fand?"

Gabriele hatte keine Antwort für ihn, die sich hätte in Worte fassen lassen, sie lag in seinen Armen, er hielt sie fest, ein jubelnder Laut entquoll seinen Lippen, dann brannten zwei Lippen auf einander in feuriger Lohe.

IX.

Nicht als Angestellter des Hauses, als Herr eines selbstständigen, blühenden Geschäftes trat Stephan vor den Banquier und erbat sich die Hand Gabrielens. Als er sein Anliegen vorbrachte, lag ein selbstbewußter Stolz in seinen Worten. Er war davon durchdrungen, daß er sich durch eigene Kraft eine Stellung errungen, die ihn denjenigen vollkommen ebenbürtig machte, mit denen er jetzt eine innige Familiengemeinschaft für das ganze Leben anstrebte.

Dem Anliegen wurde nach Auseinandersetzung der materiellen Verhältnisse Stephans von Seite

des Banquiers ein günstiger Bescheid. Der alte Herr legte die Hände der Liebenden in einander und von Glück strahlend führte Iwanowitsch seine schöne lächelnde Braut in den Garten hinab.

Auf der Treppe stießen sie auf Herrn Valentin, der versteinert stehen blieb, als er sie Arm in Arm gewahrte. Die Hand, welche den Hut zum Grüßen lüften sollte, haftete wie gelähmt an der Krempe, das Witzwort, welches eben der Lippe entsprudeln wollte, löste sich in ein unartikulirtes Lallen auf, selbst der Stecher fiel wie angesteckt von der allgemeinen Panique aus dem Augenwinkel herab.

Herr Valentin war herausgekommen, um in dringenden Geschäften mit dem Banquier nothwendige Rücksprache zu pflegen und ihm nebenbei ein vertrauliches Wort bezüglich des verhaßten ersten Korrespondenten zuzuflüstern.

Das beharrliche Nachdenken über das Gesicht dieses Korrespondenten hatte ihn zu einem eigenthümlichen Resultate geführt, das ihm die Haare aufwärts stehen machte vor Scham und Schrecken. Er glaubte dem Gesichte auf die Spur gekommen zu sein, aber wohin mußte er es rangiren, wenn seine Spur eine richtige war! Dann hatte er, o

unauslöschliche Schmach für einen noblen Buchhalter, ein ganzes Jahr neben einem quieszirten Drahtbinder gearbeitet! Und die Sache schien ihre Richtigkeit zu haben; wenn ihn nicht Alles trog, so war der Korrespondent und der ehemalige Lehrling, der ihn von seinem ersten Prinzipal in der Vorstadt verscheucht, eine und dieselbe Person.

Diese demüthigende Entdeckung brachte bei Herrn Valentin einen förmlichen Geistesbankerott zu Wege. Er war unschlüssig, sollte er augenblicklich kündigen oder mit Rücksicht auf den guten Platz, den er inne hatte, seine sittliche Entrüstung hinunterwürgen und weiter neben dem quieszirten Drahtbinder dienen? Aber dieser Drahtbinder war sogar ein gefährlicher Mann, er wagte es seine Blicke zu Gabrielen zu erheben. Hier nun mußte ihm energisch entgegengewirkt, seinen drahtbinderischen Blicken mußte gewaltsam eine andere Richtung gegeben werden. Herr Valentin entschloß sich daher, dem Banquier einige vertrauliche Winke bezüglich der niedrigen Abkunft des Korrespondenten zukommen zu lassen, und eben den heutigen Tag hatte er zur Durchführung seines Manövers ausersehen.

Was er nun sah, war ganz geeignet, ihn aus

dem Konzept zu bringen. Während es ihn einerseits an seinen Entdeckungen zweifeln machte, weckte es zugleich das Bewußtsein in ihm, daß er jedenfalls mit seinen Enthüllungen zu spät kommen würde. So murmelte er einige verzweifelte, von gänzlichem Geistesbankerott zeugende Worte in sich hinein als er nach der Begegnung die Treppe weiter hinanstieg, und es läßt sich annehmen, daß er mit dem Banquier von nichts anderem, als von Geschäften sprach.

Zur selben Zeit war auch die Küche Zeugin eines eigenthümlichen Monologs, den die alte Köchin hielt. Auch sie hatte Stephan und Gabriele zum erstenmal Arm in Arm hinschreiten gesehen und die Wahrnehmung hatte genügt, ihre Gedanken in eine gewisse Konfusion zu bringen.

„So ist's wirklich wahr — ei sieh doch, sieh — was unsereins für scharfe Augen hat — hab' ich das nicht vor drei Monaten bereits prophezeit? Also sie sind ein Pärchen — und ein schönes, stattliches Pärchen, das muß man ihnen lassen — bis auf sein Gesicht! das ist ein Gesicht, das mich an etwas mahnt — an etwas, das nicht hierher gehört — wie viel habe ich schon darüber nachge-

dacht, wem der junge Herr ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern — halt — jetzt fällt mir's ein — ich hab's — o du mein Jesulein — ist's möglich — solch' ein vornehmer Herr und hat ein Gesicht ganz wie ein — wie ein Drahtbinder, Gott verzeihe mir die Sünde! Der Drahtbinder, der regelmäßig seit acht Jahren zu mir in die Küche kam, dem ich ein Paar hübsche Groschen zu verdienen gegeben — der junge Herr, der Bräutigam des Fräuleins ist ihm wie aus den Augen geschnitten! Ich muß nur hübsch Acht haben, daß ich nichts davon ausplaudre, denn die gnädige Herrschaft hätte eine schöne Freude, wenn ich sagte, daß der gnädige Herr Bräutigam oder Schwiegersohn einem Drahtbinder ähnlich sehe, wie eine Nuß der andern. Möcht' nur wissen, warum der Drahtbinder sich schon seit Jahr und Tag gar nicht mehr zeigt — ist mir ordentlich bang nach ihm, war ein recht braver, attraiter Junge!"

Während Herr Valentin und die alte Köchin in ihren Gedanken zu gleichen oder doch ähnlichen Resultaten gelangt waren, ahnte Gabriele nichts von der wahren Sachlage. Die Wochen verflossen

ihr im Fluge, der Hochzeitstag war bereits angesetzt und der Bräutigam erbat es sich, daß ihn der Banquier mit seiner Tochter in der Wohnung besuchen möchte, die er für Gabrielen vorgerichtet.

Mit der feinsten Zuvorkommenheit machte Stephan den Wirth in seinem Hause. Er machte den Banquier auf alle Bequemlichkeiten aufmerksam, welche die äußerst elegant hergerichtete Wohnung bot und ließ ihn zuletzt bei der Betrachtung einiger Gemälde zurück, während er mit Gabriele in sein Arbeitszimmer eintrat.

Er führte die Braut zu einem Schranke, den er öffnete.

Ein brauner Mantel, wie ihn die Drahtbinder tragen, ein runder Hut von derselben Farbe, ein Paar mehr als schlichte Sandalen wurden sichtbar.

Gabriele blickte diese eigenthümlichen Schätze verwundert an; Stephan ergriff sie bei der Hand und sprach:

„Bist Du noch immer der Ansicht, Gabriele, daß es keine Verzeihung für den Frevel gibt, den ein armer Drahtbinder begeht, der sich in Liebe an ein vornehmes Fräulein heranwagt?“

Gabriele sah, von diesen mit Ernst gesproche-

nen Worten seltsam berührt, dem Geliebten in die Augen. Alte, längst versunkene Erinnerungen schienen in ihr zu erwachen, und über ihr Antlitz zuckte ein tiefes Roth.

„Schämst Du Dich Deiner Liebe für den armen Drahtbinder?“ fragte Stephan lebhaft, mit fesselnder Treuherzigkeit der Geliebten in's Auge blickend.

„Du bist der arme Knabe, den ich einmal mit unbedachter Rede kränkte?“ flüsterte Gabriele schüchtern.

„Fühlst Du, daß sie eine unbedachte war?“ jubelte Stephan, die Braut umschlingend, „und gibst Du Dich dem armen Drahtbinder zu eigen?“

Sie schmiegte sich an ihn — sie sah ihm mit unaussprechlicher Liebe in die Augen, strich ihm das schwarze Haar aus der Stirn und sagte:

„Muß ich Dich nun nicht doppelt so innig lieben, damit ich wenigstens einhole, um was Du mich länger geliebt hast, als ich Dich, mein Stephan?“

Eine Familie.

Eine nette Bauernstube ist's, darin die Dörfel'sche Familie um den Kamin herumsitzt; sind zwar nur drei Personen beisammen, scheint aber zu schweben über ihren Häuptern die Taube, welche das Oelzweiglein der friedlichen Eintracht und Liebe hält. Die Mutter spinnt, der Sohn, ein schlanker Bursche, dem die Rosen der Wangen ein besseres Sittenzeugniß ausstellen, als es der schreibgewandte Gemeindevorstand mit lobpreisender Beredsamkeit entwerfen könnte, hat sich eben von dem Sitze, welchen er neben der Mutter inne gehabt, erhoben, und rüstet sich zum Fortgehen. Der Vater, trotz seiner fünfzig Jahre immer noch eine ungebeugte Gestalt, betrachtet mit Wohlgefallen sein Kind, obwohl nicht jener kindlich zärtliche Ausdruck lächelnder Seligkeit in seinen Zügen zu schauen, welcher das Antlitz der Mutter in dem

Augenblick verklärt, wo sie den Blick ruhen läßt auf dem Haupte ihres gerathenen Sohnes.

„Behüt' Euch Gott derweilen, liebe Eltern," ruft Mathias und schwingt wie zum Abschiede seine Kappe, „Ihr wißt, daß ich noch in einem anderen Stübchen eine Stunde zu verplaudern habe."

„Weiß das, könntest sonst nicht schlafen!" sagte die Mutter und nickte lächelnd mit dem Kopfe. „Es wäre doch hübsch, Mathias, wenn Du gar nicht mehr fort müßtest aus dem Dorfe und Abend für Abend verplaudern könntest zur einen Hälfte bei Deinen Eltern, zur zweiten — und das dürfte schon die größere sein — dort, wohin es Dich in diesem Augenblicke zieht."

„Ihr habt Recht, Mutter, es wäre wohl hübsch, aber wenn's nun einmal nicht geht, so läßt man sich auch kein graues Haar darüber wachsen!" entgegnete Mathias rasch. „Wenn kein Bursche, der ein Mädchen hat, aus seinem Dorfe hinauswollte, dann stünde es schlecht um des Kaisers Dienst! Der Mathias denkt anders; was seine Schuldigkeit ist, daran geht und denkt er mit Lust; acht Jahre sind ja doch keine Ewigkeit, drei liegen

ſchon im Rücken und halt' ich mich brav, ſo wird's vielleicht, wenn drei neue abgethan ſind, dabei ſein Bewenden haben, und der Mathias kann ſich, mit unbeſtimmtem Urlaub entlaſſen, in ſeinem Dorfe einniſten, das ehrliche Bewußtſein in der Bruſt, daß er ſeiner Pflicht Genüge gethan."

„Hab meine herzliche Freude daran, daß Du ſo ſprichſt, Mathias," meinte die Mutter und die Thräne, welche ihr Auge netzte, gab Zeugniß von der Freude ihres Herzens. „Aber beſſer iſt doch beſſer, und einer Mutter kann es ſelbſt der Kaiſer nicht verargen, wenn ſie ihren einzigen Sohn, die Freude und den Troſt ihres Alters, lieber um ſich ſieht, als ihn Gott weiß wie viel hundert Meilen von ſich entfernt weiß. Und zuletzt wäre doch niemand glücklicher, als der Mathias, wenn er vor ſeine Anna hintreten und ſagen könnte: da bin ich, und wenn Du mich nicht fortſchickſt, ſo will ich auch nicht mehr fortgehn von Dir!"

„Könnt Recht haben, Mutter!" gab der Sohn lächelnd zu, „könnt Recht haben damit; muß aber doch meinen Obern für die ſechs Wochen Urlaub Dank wiſſen, welche es mir überhaupt möglich machten, diejenigen wiederzuſehen, an denen mein

Herz hängt.“ Also sprechend nahte sich Mathias seiner Mutter, um ihr einen herzlichen Kuß auf die Lippen zu drücken, indem er zugleich gerührt nach ihrer Hand langte, dann sich zum Vater wendend, streckte er auch diesem treuherzig seine Rechte entgegen und rief: „Geht nur rechtzeitig schlafen, lieber Vater, damit Ihr für den morgigen Weg rüstig bei Kräften seid, wenn es Euch nun einmal gelüstet, ihn zu Fuß zurückzulegen.“

Mit diesem frommen Wunsche verließ Mathias die Stube und ließ das Elternpaar allein zurück.

„Können sich Eltern einen besseren Sohn wünschen?“ unterbrach die Mutter das augenblickliche Stillschweigen und der gerechte Stolz des glücklichen Mutterherzens äußerte sich in der Stimme wie in dem Blicke, welchen sie nun auf ihrem Manne haften ließ, nachdem sie mit dem Auge so lange dem verschwindenden Sohne gefolgt, als nur eine Spur seiner Gestalt in der dämmernden Straße zu unterscheiden war. „Hab mich auch die ganzen fünfundzwanzig Jahre, in welchen ich für unser Kind gearbeitet und gespart, nicht so herzlich darüber gefreut, daß ich etwas zusammengethan, wie heute. Wenn's nach meinem Herzen

ginge, so sollte mir der Mathias gar nicht mehr fort. Soll aber wenigstens nicht lange wegbleiben. Oft drückt es mir das Herz ab, und ich möchte ihm Alles sagen; dann aber denke ich mir wieder: wirst es nicht thun, wirst ihn scheiden lassen unter Thränen, um ihm dann, wenn er vom Schmerze gekostet, die freudige Bescheerung wie ein Weihnachtsgeschenk in den Schooß zu legen. Wird das eine Ueberraschung sein für den Burschen!" und die Augen der Frau leuchteten vor Lust, und die Röthe, welche über das Angesicht zuckte, ließ Gestalt und Züge fast jugendlich erscheinen. Mit vor freudiger Bewegung zitternder Stimme fuhr sie fort: „Durch einen Ersatzmann losgezahlt vom Militär — Herr seiner selbst durch die Wirthschaft, die wir für ihn pachten — in den Stand gesetzt, sein Mädchen zu heirathen — wird es einen glücklicheren Menschen geben, als den Mathias? Und dieses Glück habe ich ihm zusammengesponnen durch die fünfundzwanzigjährige Arbeit meiner Hände; jede Schwiele, welche diese Hände davongetragen, hat einen Pfennig hinzugelegt zu dem Kapitale, welches jetzt das Glück unseres Kindes gründen wird. Und wenn dann herrlich gedeiht, was der

Fleiß der Mutter erwirthschaftet, so wird dem Vater mit der Dank gebühren, welcher mir vor fünfundzwanzig Jahren das kleine brachliegende Feld zu eigener Bewirthschaftung überließ, darauf ich das ganze Menschenalter hindurch unermüdlich den Flachs zog, um aus demselben das Glückslinnen für mein Kind zu spinnen!"

Mit vor Rührung gepreßter Stimme hatte die Frau die letzten Worte gesprochen; als sie sich jetzt von ihrer Arbeit erhob, auf ihren Mann zuging, ihre Arme um seinen Nacken schlang, erfaßte sie ein krampfhaftes Schluchzen und ihre Thränen flossen nieder auf die Hand des Gatten, welche sie in der überströmenden Dankbarkeit ihres Herzens mit Küssen bedeckte.

Ueber das Antlitz des Mannes schien in diesem Augenblicke ein ziemlich schmerzhaftes Zucken zu gehen; die rührende Herzensergießung seiner Frau schien sich ihm schwer und drückend, wie ein Alp, auf die Brust zu legen. Fast ungeduldig wehrte er das erschütterte Weib ab, ein schmerzliches Stöhnen entstieg seiner Brust, rasch erhob er sich von seinem Sitze, indem er gleichzeitig mit der Hand über Stirn und Antlitz strich und letzteres von

seinem Weibe abwandte, nicht anders, als wollte er einem durch ihren Anblick erzeugten unangenehmen Eindrucke entgehen.

„Es wird Zeit sein, daß ich mich zur Ruhe lege!“ sagte er mit einer gewissen Hast und ein bemerkbares Beben seiner Stimme ließ den Ton unsicher erscheinen.

Die Freude der Mutter ging bei dieser Aeußerung unverzüglich in der zärtlichen Besorgniß der Gattin unter.

„Du hast Recht, lieber Mann!“ rief sie rasch, „geh zur Ruh, um drei Uhr Morgens will ich Dich wecken!“

Während die Frau noch mit rastloser Geschäftigkeit im Hause umherwirthschaftete, legte sich der Hausvater zur Ruhe, ohne daß jedoch der angeblich gesuchte Schlaf seine Augen schloß.

Franz Dörfel hatte durch nahezu dreißig Jahre den Ruf eines geachteten und wohlhabenden Bauers mit Ehren behauptet. War seine Wirthschaft auch nicht bedeutend, so war sie doch auch weder durch Schulden, noch durch anderweitige Verpflichtungen belastet. Diese unabhängige Stellung hatte dem Dörfel ein gewisses Ansehen zu Wege gebracht,

welches in der Folge in der bewährten Tüchtigkeit, dem musterhaften Fleiße seiner klugen Frau, und endlich auch in dem Wohlgerathen seines einzigen Sohnes Mathias seine natürlichen Stützen fand. So geschah es, daß der Umschwung der Weltlage den Bauer als Ortsrichter fand. Durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Würde, öfters in der Lage, seinen unwissenden Standesgenossen über die rasch sich jagenden Weltvorkommnisse Aufschluß geben zu sollen, warf sich Dörfel auf das Lesen von Zeitungen und begann das dabei Aufgenommene und doch nicht recht Verstandene in Vorlesungen zu entwickeln, welche er den neugierig aufhorchenden Bauern im Wirthshauskränzchen zum Besten gab. Dörfel fand an solchem, seiner Eitelkeit zusagenden Geschäfte bald mehr Geschmack, als an dem sich in eintöniger Gleichförmigkeit abspinnenden Kreise seiner gewöhnlichen Hausgeschäfte. Aus den sonntäglichen Zusammenkünften gestaltete sich bald ein tägliches Wirthshausleben, dessen Seele Dörfel war. Bald erstanden neben demselben noch andere politische Propheten, des Disputes und Trinkens wurde kein Ende und Dörfel fand zuletzt an gar nichts Anderem mehr

Behagen, als an der Rolle des Vorsitzenden dieser Zechrunde. Anstatt zu pflügen und zu ackern, führte er das große Wort, sagte Versammlungen an, entwarf Adressen und ließ für sein Hauswesen Gott und seine Frau sorgen. Diese war es auch allein, welche der gänzlichen Zerrüttung desselben wehrte und den Dörfelschen Hausstand trotz der Lässigkeit des Hausvaters immer auf der gleichen geachteten Höhe erhielt. Davon aber, daß Dörfel, um die oft hartköpfigen Leute für seine Ansichten zu stimmen oder um etwas, was er im Sinne führte, durchzusetzen, oft das halbe, ja das ganze Dorf in Zeche und Zehrung freihielt, davon, daß er, um diesen Aufwand zu bestreiten, bei seinen Freunden und Bekannten nicht unbedeutende Anlehen machte, hatte seine Frau natürlich keine Kenntniß. Hatten seine zahlreichen Gläubiger, so lange die verworrenen Zustände währten, und Dörfel in Würde und Ansehen blieb, mit ihren Forderungen stille geschwiegen, so wurden sie um so lauter und ungestümer, als derselbe, von Amt und Würde gestürzt, auch im Wirthshause sein Ansehen verlor. Mit Mühe gelang es ihm, die unsanften Stürmer für kurze Frist insoweit in

Schranken zu halten, daß seine Frau nichts von der Zerrüttung seiner Verhältnisse gewahr wurde, da Dörfel vor letzterer eine in ihren vorzüglichen Eigenschaften beruhende Scheu hatte, welche ihm den Gedanken unerträglich machte, daß sein selbstverschuldeter Ruin ihren Augen blosgelegt werden könnte. Dieses Weib hatte sich durch fünfundzwanzig Jahre jedes Vergnügen versagt, hatte von dem grauenden Morgen bis tief über Mitternacht hinaus sich gemüht und geplagt, um einen Lieblingsgedanken, der sich groß und schön in der Mutterseele spiegelte, mit jedem Pulsschlage ihres Lebens der Verwirklichung näher gerückt zu sehen. Wie demüthigend hätte es unter solchen Umständen für ihn sein müssen, wenn sein Weib zu der Erkenntniß gekommen wäre, daß er insgeheim das Ziel untergrübe, welchem sie zustrebte, daß er sein Hab und Gut verwüste, während sie ihrem Sohne mit blutiger Arbeit eine Hütte zu bauen bemüht war. Diese Scheu war Ursache, daß Dörfel obwohl von den Ersparnissen seines Weibes in Kenntniß gesetzt, trotz seiner harten Bedrängniß dennoch das mühsam ersparte, für einen ihm wohlbekannten Zweck bestimmte Gut seines Weibes nicht in

Anspruch zu nehmen wagte. Da half ihm plötzlich ein unvermutheter Zufall von seinen Gläubigern, um ihn noch in ein gefährlicheres Abhängigkeitsverhältniß hinein zu bringen. Ein ihm von Jugend auf befreundeter Landmann, welcher aber mehrere Meilen von Dörfel's Wohnort entfernt ansässig war, faßte den Entschluß, die ihm zugehörige Wirthschaft mit einer andern zu vertauschen, welche in Dörfel's Gemeinde lag. Da ihn dringende Hausgeschäfte zurückhielten, so wandte er sich an Dörfel als seinen bewährten Freund, damit dieser die in seiner nächsten Nachbarschaft liegende Wirthschaft in seinem Namen bei der öffentlichen Feilbietung ersteige, zu welchem Behufe er demselben die Summe von tausend Gulden überschickte, um bei dem Kaufe den festgesetzten Bedingnissen entsprechen zu können. Dieses Geld griff Dörfel, von seinen Gläubigern in die Enge getrieben, an, und es reichte gerade hin, seine Schulden zu tilgen In der allernächsten Zeit wurde Dörfel insoweit vom Glücke begünstigt, daß es von der Feilbietung jener Wirthschaft abkam, was Dörfel in die Lage versetzte, seinen Freund über die anderweitige Verwendung der

ihm anvertrauten Summe in Unkenntniß erhalten zu können. Bald aber verlangte Letzterer sein Geld zurück und drohte, durch Dörfel's verzögerte Ausflüchte mißtrauisch gemacht und in Schrecken versetzt, mit gerichtlichem Einschreiten, indem er einen Tag festsetzte, bis zu welchem Dörfel seiner Verpflichtung nachgekommen sein sollte.

Dieser Tag war jener, welchen Dörfel seiner Familie gegenüber als solchen bezeichnet hatte, an welchem er seinen Freund besuchen wolle, ohne sich eines Näheren über die Gründe auszulassen, welche ihn zu diesem Ausfluge bestimmten.

Die tausend Gulden mußten für den morgigen Tag geschafft werden; vor dem Gedanken, sich seinem Weibe anzuvertrauen, schauderte Dörfel zurück und doch wußte er, daß sein Weib gerade diese Summe Geldes an Erspartem liegen habe. Das Geld gehörte seinem Weibe — es war bestimmt, seinem Sohne eine glückliche Zukunft zu bereiten — aber ihn konnte es retten, ihn für immer seinen mißlichen Verhältnissen entrücken. Dörfel machte sich immer vertrauter mit dem Gedanken, dieses Geld an sich zu bringen. Wagte er es auch nicht offen, sich zum Herrn desselben

aufzuwerfen und die Schaltung darüber in Anspruch zu nehmen, so betrachtete er sich doch insgeheim als den Herrn desselben, da es in seinem Hause, durch ein Glied seiner Familie erworben worden, und setzte sich so über Selbstvorwürfe hinweg. Im Laufe des Tages, welcher jenem voranging, an dem er das Geld so dringend benöthigte, hatte sich der Entschluß in ihm festgesetzt, sich desselben insgeheim, ohne Vorwissen seiner Frau zu bemächtigen. Rasch war der Plan der Ausführung entworfen, rasch die Vorbereitungen insgeheim getroffen.

Dörfel verharrte wachend aber regungslos in seinem Bette, bis er sein Weib schlafend neben sich und den Sohn zurückgekehrt wußte, welch letzterer nicht in der allgemeinen Wohnstube, sondern über derselben schlief.

Als ihm die tiefen Athemzüge des Weibes den festen Schlaf derselben bekundeten, erhob er sich leise von seinem Lager und schlich aus der Stube.

An diese Wohnstube, welche auf die Straße hinausging, schloß sich von rückwärts ein Gemach an, welches in den Garten hinausgehend, als das Schmuckzimmer der Familie betrachtet wurde. Hier

ruhte hoch aufgethürmt der Bettvorrath des Hauses und was dasselbe sonst an besseren Geräthschaften aufzuweisen hatte. Hier hatte Dörfel's Weib, wie letzterem wohlbekannt war, den Schatz aufgehoben, welcher ihn allen Verlegenheiten entreißen konnte.

In dieses Gemach so zu gelangen, als ob der Einbruch von außen, vom Garten her geschehen wäre, war Dörfel's Plan, als er die Wohnstube verließ. An dem, beim Erkennen seines Herrn rasch besänftigten Haushunde vorbei, schlich Dörfel in den Garten, wo er die mitgenommene Beschuhung anlegte und absichtlich plumpen Schrittes weg über die Beete, dem Gemache zusteuerte, in welchem er den gesuchten Schatz verborgen wußte. Mit Benützung der das Fenster dieser Stube umgebenden Weinumrankung schwang er sich empor und drückte vorsichtig eine Scheibe ein, wodurch seiner Hand Gelegenheit wurde, das Fenster von innen zu öffnen. Durch das geöffnete Fenster drang er gewaltsamer Weise in seine eigene Behausung ein, und begann rasch seinen Angriff auf den Kasten, welcher das Geld barg. In wenigen Sekunden war das Schloß zerstört, der Kasten aufgerissen, absichtlich nach allen Seiten hin durchwühlt und

das bald gefundene dünne Geldpäckchen herausgehoben. Nach gethaner Arbeit nahm Dörfel seinen Rückzug auf dieselbe Art, wie er seinen Einbruch vermittelt, nur daß er die Spur seiner Schritte über die ganze Länge des Gartens bis zu der denselben abschließenden Mauer ausdehnte. Darauf schlich er wieder unbemerkt in die Schlafstube, in welcher er seine Gattin zu seiner Beruhigung immer noch vom tiefsten Schlafe umfangen fand. Obwohl kein Schlaf über seine Augen kam, so ließ er sich doch um drei Uhr von seinem Weibe wecken und trat seine Wanderung an, ohne daß das das Geld enthaltende Gemach von irgend jemand betreten worden wäre.

Mehrere Stunden erst nach Dörfel's Abgange führte ein Hausgeschäft die Frau in die Zierstube, wo sie mit Entsetzen die Spuren des nächtlichen Einbruches entdeckte. Ihr erster Gedanke war das Geld; athemlos, zitternd am ganzen Körper, stürzte sie auf die Stelle zu, wo sie es verborgen wußte — es war verschwunden! Die Hände ringend rief sie nach ihrem Sohne; mit vor Schluchzen gebrochener Stimme, mit Anstrengung die Worte hervorkeuchend, unterrichtete sie ihn von dem Dieb-

ſtahle, der an ihren Erſparniſſen, an ihrem — an ſeinem Eigenthume, an ſeiner Zukunft verübt worden.

Bis zu Thränen gerührt durch die zärtlich ſorgende Liebe der Mutter, deren Gewebe ſich auf einmal vor ſeinem Blicke enthüllte, mitten in dem Unglücke ſein Herz mit Freude füllend, zur Dankbarkeit ſtimmend, zugleich aber auch auf das tiefſte beſtürzt, bemühte er ſich nach Kräften, die hart Getroffene zu tröſten, welche jetzt plötzlich, das Antlitz wie von einem Hoffnungsſchimmer durchzuckt, aus ihrem Schmerze auffuhr:

„Vielleicht läßt ſich noch etwas retten! Als ob immer eine dunkle Ahnung deſſen, was nun geſchehen, in mir gelebt hätte, ſo habe ich immer, ſo oft ich eine größere Summe erſpart, ſie in Banknoten niedergelegt, um meinen Reichthum den Blicken der neidiſchen Welt möglichſt zu entziehen. Die Buchſtaben und Nummern dieſer Banknoten habe ich auf einem Papiere angemerkt — ich entſinne mich nicht mehr, wer mir einmal den guten Rath gegeben, dies zu thun — aber er kann jetzt unſer Heil werden. Fort, fort, mein Sohn, eile mit dieſem Papiere unverweilt zum Gerichte, viel-

leicht, vielleicht, daß es zum Verräther des Thäters wird! Geh', geh', Mathias, während ich mich auf die Knie werfen will, um Gottes Segen zu erflehen!"

Noch an demselben Tage fand sich die gerichtliche Kommission in Dörfel's Hause ein, am nächsten schon brachten die Blätter das Signalement der entwendeten Papiergeldzeichen.

Acht Tage waren seit diesem unglückseligen Begebnisse verflossen und Vater Dörfel war bereits seit mehreren Tagen von seinem Ausfluge zurückgekehrt. Mathias befand sich zufällig allein im Hause, als der Bauer Martin, derselbe, welchen der alte Dörfel vor einer Woche besucht, die Straße daher kam. Da derselbe Angesichts des Dörfelschen Wohngebäudes seine Schritte anhielt, als wäre er unschlüssig, ob er da eintreten solle, so begab sich Mathias, welcher den Freund seines Vaters recht wohl kannte, vor das Haus, in der Absicht, den Martin einzuladen, damit er eintrete und seinen Vater erwarte.

„Grüß Euch Gott, lieber Martin!" sprach er den ziemlich finster dreinsehenden Bauer treuherzig an und streckte ihm die Hand bewillkommnend ent-

gegen. „Wahrlich ein seltener Besuch. Kommt weiter, und während ich nach dem Vater suchen lasse, mögt Ihr mir erzählen, was Euch zu uns in's Dorf geführt."

„Hab' gar keine Lust, mit Eurem Vater ein Wort zu wechseln!" entgegnete Martin mit mürrischer Entschlossenheit und schickte sich auch nicht an, der Einladung des jungen Dörfel Folge zu leisten. „Hätt' mir das nimmermehr gedacht von dem alten Dörfel, schien mir immer ein wackerer, ehrlicher Mann zu sein."

Mathias sah den Sprecher mit unwilligem Staunen an; als die Verblüfftheit des ersten Augenblickes verflogen war, blitzte es in seinem Auge auf wie Zornesfunkeln, und eine dunkle Röthe schoß über das Antlitz. Unwillkürlich die Faust ballend, rief er:

„Und wer wagt es zu behaupten, daß der alte Dörfel, daß mein Vater aufgehört hat, ein wackerer ehrlicher Mann zu sein?"

Martin entgegnete, ein verächtliches Achselzucken dem Zornblicke des Jünglings entgegenhaltend, mit kalter Ruhe:

„Wenn Ihr mir das Vorgefallene auf eine

gute, vernünftige Art erklären könnt, so will ich gerne das Mißtrauen fallen lassen, welches sich in den letzten Wochen gegen die ehrliche Handlungsweise Eures Vaters unwillkürlich in meiner Brust festgesetzt, und das gewiß nicht ohne sein Zuthun. Euer Vater hat mir jene tausend Gulden, welche ich ihm vor mehreren Monaten als meinem Freunde anvertraut, endlich nach langem Zögern vor acht Tagen mit Banknoten ausgezahlt, welche Zeichen tragen, die in den öffentlichen Blättern, als mit gestohlenem Gute zusammenhängend, bekannt gemacht wurden."

„Wie meint Ihr das?" donnerte Mathias dem Ankläger mit finsterem Stirnrunzeln zu und der Ingrimm, der sich seiner Seele bemächtigt, verrieth sich in dem Aufschwellen der Stirnadern, in dem sichtbaren Spiele der Gesichts- und Handmuskeln. „Erklärt Euch näher — erklärt Euch so, daß ich Euch verstehe, aber gebt wohl Acht auf jedes Wort, das Ihr sprecht, Ihr habt es mit mir auszufechten!"

„Ich habe mit den Dörfels nichts mehr zu thun!" erwiederte der Andere mit spöttischem Lächeln. „Das Ausfechten der Sache haben die

Gerichte übernommen. Euer Vater ist des Diebstahls dringend verdächtig und die Bestohlenen seid Ihr selbst — Ihr Mathias, oder vielmehr Eure Mutter. Denn Euer Vater hat mich mit jenen Banknoten bezahlt, welche er Eurer Mutter entwendete. Denn wie anders wären diese Papiere, welche, wie die Bestohlene selbst zu Gerichte angegeben hat, ihr durch nächtlichen Einbruch abhanden gekommen sind, in die Hände Eures Vaters gekommen? Daß er aber mich, der ich ihn für meinen Freund gehalten — mich, den Graukopf mit sieben Kindern, in die böse Geschichte verwickelt hat, das möge ihm Gott verzeihen! Ja, starrt mich nur an — wie Ihr mich da seht, so bin ich vierundzwanzig Stunden im Arrest gesessen, als man mir den Verdacht eines Verbrechers an den Kopf geschleudert! Da ich die Banknoten, welche ich von Eurem Vater erhalten, in der Stadt ausgeben wollte, wurde ich angehalten und festgenommen, da die Papiere bereits als gestohlenes Gut signalisirt waren! Nach langem Verhöre erst, nachdem ich Euren Vater als denjenigen bezeichnet, von dem ich die Noten bekommen, entließ man mich; — da seht mich nur an, damit Ihr

Eurem Vater sagen könnt, wie ein ehrlicher Mann aussieht, den man für den Schurkenstreich seines besten Freundes beim Kopfe genommen."

Mathias stand da, bleich und zitternd am ganzen Körper. Zum öftern hatte er schon den Mund geöffnet, um den Ankläger zu unterbrechen, immer aber hatte ihm die Stimme, der Athem selbst versagt. Das weitherausgewälzte Auge haftete starr auf Martin, die geballten Hände hingen schlaff herab, der ganze Körper schien wie in den Bann der Regungslosigkeit gethan. Die Gedanken waren ein wildes Chaos und als sie sich endlich zu gestalten begannen, entstürmte ein krampfhaftes Stöhnen der arbeitenden Brust. Er konnte es nicht glauben, er mochte es nicht glauben, und doch schien es Wahrheit, das schreckliche Wort: sein Vater war ein gemeiner Verbrecher, erfaßt schon von dem Arme der Gerechtigkeit, den Armen derselben schon vielleicht in der nächsten Minute überliefert, mit Schmach bedeckt für ewige Zeiten, er, der fünfzigjährige Mann, der geliebte Vater! Nein, nein, dahin durfte es nicht kommen, diese Schande mußte genommen werden von dem ergrauenden Haupte! Kein Opfer stellte sich da zu

groß heraus, wenn es den Vater retten, der geliebten Mutter den fleckenlosen Gatten wiedergeben konnte! Indem der mit Blitzesschnelle in der Brust des Jünglings aufdämmernde Gedanke in der Frist weniger Pulsschläge zum felsenfesten, unverbrüchlichen Entschlusse aufwuchs, entkeuchte es seiner Brust:

„Ihr, Ihr glaubt also, daß mein Vater ein Verbrecher ist? Ihr glaubt das wirklich?“ und des Mathias Stimme schlug in ein gellendes Lachen über, als er fortfuhr: „Haha, Ihr sollt bald erfahren, wer eigentlich das Verbrechen begangen hat und Euch dann in der tiefsten Seele des Verdachtes schämen, den Ihr auf meinen unschuldigen Vater geschleudert. Geht, geht, Martin, ich will Euch nicht weiter um Eurer Anklage willen zur Rede stellen, aber glaubt mir nur das Eine: mein Vater hat diese That nicht begangen, mein Vater ist kein Verbrecher!“ und mit wildängstlichem Blicke starrte Mathias den Bauer an, als wollte er sich überzeugen, ob seine Behauptung bei diesem auch Glauben fände.

In unverminderter Aufregung begab er sich darauf in die Stube und bald flog seine Hand

mit fiebernder Hast über ein Blatt Papier hin, während die Lippe zuweilen unverständliche Laute murmelte. Kaum hatte er das Papier gefaltet und gesiegelt, als seine Mutter eintrat. Sobald Mathias dieselbe gewahrte, machte er eine verzweifelte Anstrengung, um seiner Aufregung gewaltsam Herr zu werden. Er versuchte, so gut es ging, seine Züge zu ebnen, ein freundlich harmloses Lächeln auf sein Antlitz zu zwingen. Mit einer Stimme, welche noch vor Bewegung zitterte und doch ruhig zu sein sich bemühte, sprach er seine Mutter an:

„Ihr wißt, liebe Mutter, daß mein Urlaub in wenigen Tagen zu Ende geht und ich Euch bald verlassen muß. Da hab' ich Euch denn noch zu gutem Ende eine Ueberraschung zugedacht. Ihr müßt mir aber versprechen, dieses gesiegelte Papier erst eine kleine Weile darauf zu öffnen, nachdem ich fortgegangen bin. Es ist etwas für Euch darin — etwas, das Euch mit Dank und Freude an Euren Sohn wird denken lassen! Aber wie gesagt, liebes Mütterchen, ich gehe jetzt für eine kleine Zeit und Ihr müßt mir in meine Hand versprechen, das Siegel erst ein kleines

Viertelstündchen nach meinem Fortgehen zu erbrechen!“

Mit Lächeln gab die Mutter dem schmeichelnd zu ihr Aufblickenden das Versprechen, nahm das Papier zu sich und legte gar kein Gewicht darauf, daß Mathias, als er jetzt einen schmerzlich langen, zärtlich wehmüthigen Blick auf der Mutter haften ließ, ihre Hand plötzlich erfaßte, heftig drückte und zu leidenschaftlichem Kusse an seine Lippen führte.

Als ihn die glühenden Thränen, welche ihm in das Auge sprangen, überzeugten, daß er nicht länger mehr Herr seines mühsam zurückgedrängten Gefühles bleiben könnte, wenn er länger verweile, so wandte er sich rasch und stürzte zur Thür hinaus. Aber er konnte nicht zum Dorfe hinaus, ehe er eine Stätte besucht, heilig seinem Herzen. Sein stürmischer Schritt brachte ihn in wenigen Minuten zu dem Häuschen, darin Anna, das Mädchen seiner Seele, wohnte.

Vor dem mit Blumen gezierten Fenster blieb er stehen und rief den Namen des Mädchens. Eine Sekunde und die Epheuumrankung rauschte auseinander und Anna's liebliches Köpfchen wurde

sichtbar, wie von einem grünen Kranze umschwankt. Wer ein zartes Bouquet von Rosen und Veilchen hätte winden wollen, hätte nur nach den Wangen und Augen des Mädchens zu langen gebraucht.

„Ich habe einen langen Weg vor, Anna, und da wollt' ich Dein freundliches Gesicht noch einmal schauen!" rief Mathias mit vor Bewegung schwankender Stimme.

Das Lächeln des Mädchens verschwand bei dieser Anrede. „Wohin willst Du so plötzlich gehen, Mathias?" fragte sie traurig.

„Ich habe einen Gang vor mir, auf welchem Du mir nicht anders folgen kannst, als im Geiste und in der Liebe. Und nicht wahr, mein liebes Mädchen, das wirst Du auch thun? Du wirst immer bei mir sein, was auch immer mit mir geschehe — den Mathias reißt nichts aus Deiner Seele, aus Deinem Herzen heraus?" Und des Jünglings Auge brannte auf ihrer Stirn.

Durch Wort und Blick erschreckt, rief Anna:

„Wie kannst Du nur so sprechen, bin ich nicht Dein Mädchen, bist Du mein geliebter Mathias nicht? Was könnte uns von einander reißen?"

Mit einem bezaubernden Lächeln streckte sie ihm ihre Hand entgegen, die er hastig ergriff und mit Küssen bedeckte, indem er stürmisch ausrief:

„Vergiß nie, was Du gesagt, mein geliebtes Mädchen, Dein Wort ist mein Glück, meine Seligkeit — der Labetrunk, den ich mitnehme auf meine einsame, traurige und doch gesegnete Wanderung!“ Einen Kuß noch, einen Händedruck und Mathias stürzte fort, das Mädchen in ungewissem Bangen zurücklassend.

Zwei Stunden hastigen Ganges und Mathias befand sich in der Stadt, wo das Gericht seinen Sitz hatte. Eine tiefe Beklemmung erfaßte seine Brust, als er den Fuß in die dunkelnden Hallen des weitläufigen Gebäudes setzte, so daß er kaum die Frage hervorzupressen vermochte, wo er den Richter fände, welcher den bei Dörfel's verübten Banknotendiebstahl in der Untersuchung habe. Als er aber die angewiesene Treppe hinauf stieg, wich die gedrückte Stimmung von ihm, hell und klar wurde es wieder in seiner Seele, als wären alle Nebel vor dem stolzen Bewußtsein gewichen, es sei ein heiliger Gang, den er da thue, einem dunklen Schicksal entgegen. Ohne zu zögern, trat

er in das dunkle Gemach des Richters, und als eine gute Vorbedeutung nahm er es, als sein Auge auf der freundlichen Gestalt des Greises haften blieb, der von einem Berge von Akten umgeben saß.

Der alte Herr wandte den silberlockigen Kopf dem Eintretenden entgegen und musterte ihn mit seinen hellen Augen freundlichen Blickes, so daß es dem Mathias, der doch den Fuß mit Angst und Bangen über die Schwelle des Hauses gesetzt, ordentlich wohl ums Herz wurde. Es war ihm nicht anders zu Muthe, als sollte er vor diesem Manne auf die Knie stürzen, die volle Wahrheit ihm entdecken und um Gnade für seinen Vater bitten. Aber rasch sich wieder sammelnd, der Absicht gedenkend, die ihn hierher geführt, sagte er mit fester, entschlossener Stimme, mit einer Haltung, welche eher die eines Märtyrers, als jene eines gemeinen Verbrechers war:

„Ich komme, mich eines Diebstahls anzuklagen. Ich habe jene tausend Gulden entwendet, welche der Maria Dörfel vor acht Tagen durch nächtlichen Einbruch abhanden gekommen sind!"

Der Richter erhob sich erstaunt und betrachtete den jungen Mann, der sich da mit solcher Ruhe

eines so bedeutenden Verbrechens anklagte, aufmerksamen Blickes. Dann schüttelte er bedenklich den Kopf und murmelte halb vor sich hin:

„Seltsam — wir hätten da bald eine falsche Spur verfolgt!“

Sein Selbstgespräch rasch abbrechend, fragte er laut:

„Wer seid Ihr?“

„Mein Name ist Mathias Dörfel und ich bin der Sohn jener Frau, welche bestohlen wurde, bestohlen von ihrem eigenen Kinde!“

Das Staunen des Richters wuchs, Mathias fuhr aber fort: „Es könnte geschehen, daß ein Unschuldiger in die böse Geschichte verwickelt würde und durch meine That in Verdacht und Schmach käme. Mein Gewissen drückt mich aber schon sattsam um deswillen, was ich gethan, daß ich es nicht mit einer neuen Schuld belasten will. Wenn Sie mich hören wollen, so will ich Ihnen mit wenigen Worten erzählen, was mich zu der That trieb. Ich war die Freude meiner Eltern bis zu dem Tage, da ich Soldat wurde, in ihren Gedanken bin ich es noch bis heute. Das erste Jahr, das ich im Regimente zubrachte, entging ich glücklich den vielfachen Verlockungen, welche eine große

Stadt einem jungen unerfahrenen Menschen bietet. Da gesellte sich plötzlich ein böser Geselle zu mir, und von dieser Stunde an war mein Schicksal besiegelt. Er verleitete mich zum Trunke, zum Spiele, zu andern Ausschweifungen, er borgte Geld von mir und gab es mir nicht wieder. Durch dieses Leben wurde ich selbst in die Nothwendigkeit gedrängt, Schulden machen zu müssen. Je höher diese anwuchsen, desto mehr sank mein Muth, mich den Eltern anzuvertrauen, Rettung und Verzeihung von ihnen zu erflehen. Ich wußte, daß ich die Freude, der Stolz ihres Alters war, wie konnte ich ihnen das Herz brechen? Der Gedanke an sie schreckte mich inmitten meines wüsten Treibens, und um ihm zu entgehen, überbot ich mich an Tollheit. Mein Hauptgläubiger war ein Jude, welcher mich immer härter zu drängen anfing. Seitdem er in Erfahrung gebracht, daß meine Eltern wohlhabend seien, kaufte er allen übrigen Gläubigern ihre Rechte ab und hatte mich nun ausschließlich in den Händen. Um seinen unausgesetzt mit Drohungen verbundenen Mahnungen zu entgehen, um wenigstens auf eine kurze Frist zur Ruhe zu kommen, erbat ich mir einen Urlaub.

Aber der Jude folgte mir hierher, vor vierzehn Tagen näherte er sich mir und erklärte, meine Eltern mit Allem bekannt zu machen, von ihnen die Bezahlung meiner Schulden erzwingen zu wollen. Ich war in einer entsetzlichen Lage, meine Eltern sollten mit einemmale aus ihrem Glückstraume wie in einen Abgrund geschleudert werden! Das durfte nicht geschehen. Nicht wissend, was ich eigentlich thun wolle, um meinen Dränger zu befriedigen, erbettelte ich mir von ihm eine letzte achttägige Frist. Binnen acht Tagen mußte er bezahlt werden oder meine Eltern wußten Alles. Da erfuhr ich durch einen Zufall, daß meine Mutter tausend Gulden erspart hatte — diese tausend Gulden konnten mich retten — meine Mutter, dachte ich, wird ihren Verlust leichter verschmerzen als den eines gut geglaubten und plötzlich als bodenlos schlecht befundenen Sohnes. Ich streckte meine Hand nach dem Gute meiner Mutter aus — ich wurde ein Dieb!" —

Der Richter ließ sein Auge voll Theilnahme und Mitleid lange auf dem jungen Manne ruhen und sagte dann mild:

„Ihr dauert mich, junger Mensch, aber Ihr

habt Euch selbst durch Euer aufrichtiges Geständniß den besten Dienst erwiesen; dieses, wie der jugendliche Leichtsinn, welcher Euch immer tiefer und tiefer von der Verirrung zum Verbrechen riß, sie werden beide als Milderungsgründe für Euch vor dem Gerichte sprechen. Es thut mir auch leid, daß ich Euch unter solchen Umständen nicht mehr von hier fortgehen lassen kann, sondern die vorläufige Untersuchungshaft über Euch verhängen muß."

„Ich war darauf gefaßt!" entgegnete Mathias, von der unerwarteten Güte des Richters tief gerührt, mit Ruhe.

Während Mathias mit Entschlossenheit seinem Schicksal, welches ihn in's Gefängniß führte, in's Auge sah, hatte der Jammer sein schwarzes Gezelte aufgeschlagen in der väterlichen Wohnung. Seine Mutter hatte wenige Minuten, nachdem er sie verlassen, das von ihm in ihre Hände niedergelegte Papier eröffnet und Folgendes gelesen:

„Liebe Mutter, es bleibt mir gerade noch so viel Zeit übrig, um die dringende Bitte an Dich zu richten, das Unglück, welches über Dich hereinbricht, mit jener frommen Ergebung in den Willen

Gottes zu ertragen, welche nur das Bewußtsein einflößen kann, dasselbe nicht verdient zu haben. Ich weiß nicht, wie sich das zugetragen hat, was ich Dir hier mit bebender Hand als geschehen der erste berichten muß; ich weiß nicht, wie es sich zutragen konnte — nur daß es geschehen ist, ist die entsetzliche Gewißheit. Wir selbst, wir, Sohn und Mutter, haben den geliebten Vater den Gerichten überliefert, indem wir den an uns verübten Diebstahl anzeigten und die Nummern und Zeichen der Banknoten zu Gericht erlegten. Ich spreche es aus, ohne es zu begreifen — der Vater hat jene Banknoten entwendet! Aber die Schande darf nicht kommen über sein Haupt, sein Sohn muß das verhindern, sein Sohn muß die Liebe heimzahlen, welche der ergrauende Vater von der Wiege an an ihn verschwendet. Ich gehe hin, mich dem Gerichte als Dieb für meinen Vater zu überliefern. Ich beschwöre Dich, liebe Mutter, unterstütze mein Vorhaben, rufe Gottes Segen darauf herab, daß es gelingen möge. Wenn mein Vater zu Gericht gerufen wird, so soll er angeben, daß er eine bedeutende Summe Silbers an Erspartem gehabt, welche er zu seinem Nachbar an

jenem unglückseligen Tage mitgenommen. Auf dem Wege dahin habe sich ein unbekannter Jude zu ihm gesellt, welcher ihm einen bedeutenden Vortheil in Aussicht stellte, wenn er ihm sein Silber gegen Papier überlasse. Er sei darauf eingegangen, habe sich darauf von dem Juden getrennt und die von diesem erhandelten Papiere seinem Freunde Martin eingehändigt. Ich werde Alles einleiten, damit diese Aussage meines Vaters vor Gericht Glauben finde. Der Jude, den Niemand kennt, wird nicht zu finden, mein Vater aber gerettet sein. Gott tröste Dich, liebe Mutter!"

Die alte Frau mußte die Zeilen zwei-, dreimal lesen, ehe sie nur begreifen konnte, was sie enthielten. Als sie es zu begreifen anfing, da war wieder mit einemmale alles Denken, alles Fühlen von ihr genommen; in Brust und Kopf klaffte es hohl auf, in schwarzen Ringen begann es vor ihren Augen zu kreisen, es däuchte ihr, als hielte ihre Umgebung einen infernalischen Tanz um sie. Dann blitzte es wieder wie ein Gedanke durch die Nacht — aber wie ein entsetzlicher Gedanke, ein Gedanke niederschmetternder Wahrheit! Sie dachte nicht an das Verbrechen, das an ihr begangen

worden, sie klammerte sich nur an das Eine: daß sie selbst den Arm der Gerechtigkeit gewaffnet gegen das theure Haupt ihres Mannes. Weiter erfaßte sie das fürchterliche Schicksal, welches ihr die Alternative bot, entweder ihren Gatten, den Vater ihres Sohnes, oder diesen Sohn selbst der Schmach preiszugeben. Noch schwankte sie zwischen Vater und Kind, aber wohin sie sich auch wenden, für welchen Theil sie sich auch entschließen wollte, auf beiden Seiten stürzte das Elend mit niederschmetternder Wucht über ihrem Leben zusammen. Hier der Gatte, der nahezu ein Menschenalter in Liebe und Treue, in Kummer und Freude an ihrer Seite gewandelt — dort der Sohn, das einzige Kind, die Freude und der Trost ihres Alters, dessen Zukunftsglück aufzubauen mit mütterlicher Hand ihr einziges Dichten und Trachten gewesen. Auf wessen Haupt sollte das Schwert niederfallen, um sie selbst minder schmerzlich zu verwunden? Manchmal war es ihr zu Muthe, als sollte sie aufbrechen, hinstürzen zu ihrem Sohne, seine Unschuld aller Welt offenbaren, aller Welt es zurufen: glaubt es nicht, mein Sohn ist kein Verbrecher, mein Sohn hat das nicht gethan! Aber

dann tauchte wieder mit einemmale das Antlitz ihres Gatten vor ihr auf, sie glaubte seinen Schatten zu sehen, wie er sich ihr in den Weg wirft, als sie, den Sohn von der Schuld zu reinigen, hingehen will, die Anklägerin ihres Gatten zu werden. Und mit einem Schrei fährt sie von ihrem Sitze auf — er ist es selbst, Franz, ihr Mann ist's, welcher in diesem Augenblicke in die Stube tritt! Sie stürzt auf ihn zu, wirft sich vor ihm auf die Knie und die Hände ringend, das Auge in wilder Verzweiflung auf ihn heftend, schreit sie aus vor Schmerz zerklüfteter Brust:

„Mein Gott, mein Gott, was hast Du gethan, Franz?" sie streckt ihm den Brief ihres Sohnes entgegen — dabei verläßt sie das Bewußtsein, der Kopf sinkt auf die Schulter, sie selbst gebrochen, zerstört zusammen.

* * *

Mathias hatte vierundzwanzig Stunden in seinem Gefängniß zugebracht, als ihm die Weisung zukam, vor dem Richter zu erscheinen. Er vermochte sich selbst keine Rechenschaft davon zu geben, warum heute ein so beängstigendes Bangen seine Seele beschlich, als er seinen Gang antrat. Er

kämpfte mit sich selbst, um diese Schwäche niederzuhalten und trat auch ziemlich gefaßt in das Gemach des Richters. Ein wilder Schrei begrüßte ihn — sein Mädchen lag, wild schluchzend, an seinem Halse. Seinen Nacken umklammernd, drückte sie ihren fieberheißen Kopf an seine Brust, an seine Wangen, dann riß sie sich wieder auf einen Athemzug los und starrte ihn an mit zwischen Liebe und Verzweiflung schwankendem Blicke. In der nächsten Sekunde jedoch schon hatte sie seinen Leib umfaßt und bedeckte Stirn, Wangen und Hände mit leidenschaftlichen Küssen.

Der Richter war ein stummer, aber nicht ungerührter Zeuge dieser erschütternden Scene. In sanftem Tone sagte er zu dem Mädchen:

„Ich habe das vorhergesehen, als ich Euch vor diesem Zusammentreffen gewarnt habe! Nehmt Euch zusammen, faßt Euch ein Herz und macht ihm das seinige nicht noch schwerer!“

„Ich mußte Dich sehen, Mathias, wollte ich nicht sterben!“ entstürmte es jetzt dem aufgeregten Mädchen. „Als sie im Dorfe sagten, Du habest ein Verbrechen, einen Diebstahl begangen, um deswillen man Dich in's Gefängniß geworfen, da hielt

es mich keinen Augenblick länger, ich mußte fort, ich mußte zu Dir, um in Deinem Auge es zu lesen, aus Deinem Munde es zu vernehmen, daß Du unschuldig bist, Mathias; Mathias, sprich nur das eine Wort: Du hast das nicht gethan, was Dir die bösen Leute ansinnen! Nicht wahr, Mathias, Du bist kein Dieb, kein schlechter Mensch, wie sie es von Dir sagen?" und die Hände mit flehender Geberde dem Geliebten entgegenstreckend, starrte sie ihn angstvoll, gespannten Blickes an.

Ein sanftes, trauriges Lächeln umspielte die Lippen des Jünglings, als er die Hände des Mädchens erfassend sagte:

„Und wenn es wahr wäre, Anna, was die Leute von mir sagen, wenn ich wirklich ein Verbrecher, ein Dieb, ein schlechter Mensch wäre, würdest Du darum aufhören, mich zu lieben?" Er sah sie an und die Liebe, die sein Herz durchglühte, sprang über auf seine Stirn, in seine Augen, daß sie leuchteten in zärtlich schwärmerischem Glanze.

„Wie kannst Du so fragen, Mathias!" schluchzte das Mädchen, „bin ich nicht die Deine, muß ich Dich nicht lieben, lieben und wenn Du ein Mörder wärest? Aber nein, nein, es ist nicht wahr, daß

Du ein Verbrechen begangen haſt! O ſage — o ſage nein — es iſt nicht wahr!“

„Ich kann nicht nein ſagen, Anna, denn ich bin ein Verbrecher — aber immer noch nicht ein ganz Elender, ſo lange Du mich liebſt!“

Sie ließ ſeine Hände fahren und trat einen Schritt zurück, mit einem ſchmerzlichen Aufſchlag ihres ſchönen, blauen Auges ſah ſie ihn an, lange an — dann ſchüttelte ſie leiſe den Kopf, ein ſchwärmeriſches Lächeln überglänzte ihr Antlitz und mit einem an das Feierliche ſtreifenden Tone ſagte ſie:

„Ich weiß nicht, warum Du lügſt, Mathias, aber wenn Du es auch ſelbſt ſagſt, daß Du ein Verbrechen begangen haſt, ich glaube es nicht. Ich würde es nicht glauben und thäte ſich der Himmel auf und eine Stimme ertönte aus den Wolken, die ſpräche: er hat es gethan, das Böſe, Mathias hat es gethan! Es iſt nicht gut, daß Du lügſt, Mathias, mich bringſt Du nicht zum Glauben, aber die Welt glaubt gern das Böſe und ſie lächelt in tückiſchfreudiger Genugthuung, wenn ſie ſagen kann: Mathias iſt ein Dieb! Warum willſt Du ihr die böſe Freude machen,

Mathias? Warum willst Du nicht, daß ich ihnen allen mit jubelnder Stimme zurufen kann: Mathias, mein Mathias ist ein ehrlich Blut!" Sie sah ihn wieder so flehend an, daß er sein schmerzüberzucktes Antlitz abwenden mußte von ihr.

„Du wendest Dein Auge von mir ab?" fragte sie traurig, „und ich bin doch gekommen, um bei Dir zu bleiben, Dich zu trösten über den bösen Mund der Welt — o sieh mich an, Mathias!"

„Du kannst nicht bei mir bleiben, Anna!" sagte er sanft.

„Nicht, nicht?" rief sie mit einem wilden Aufschrei und stürzte sich wieder auf ihn in leidenschaftlicher Umklammerung. „Nicht? Und wer will mich hindern, bei Dir zu bleiben im Gefängniß?"

Er faßte sanft ihre Hände, er sah sie an mit thränenvollem Auge und sagte mit zärtlich bittender Stimme:

„Und meine Mutter, meine arme Mutter willst Du lassen trostlos vergehen in Kummer und Einsamkeit?"

Ein tiefes Stöhnen ihrer Brust gab Antwort seiner Frage, ein Beben erfaßte das Mädchen, ein

wilder Kampf tobte auf in ihrer Brust, sie sah ihn an voll leidenschaftlicher Liebe — jetzt umschlang sie seinen Hals und rief entschlossen:

„Ich werde gehen Deine Mutter zu trösten, Mathias!“

Wenige Stunden nach diesem Auftritte stand Franz Dörfel als Zeuge vor dem Richter. Mit bebender Stimme beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen auf jene Art, wie es sein Sohn in dem bei der Mutter zurückgelassenen Briefe angedeutet. Als er diesen Brief gelesen, hatte er, vom Vatergefühle bewältigt, hingehen und die ganze Wahrheit enthüllen wollen. Die Mutter hatte ihn zurückgehalten. Nach langem, heißen Kampfe hatte sie sich entschlossen, den Sohn zu opfern, um den Gatten zu retten.

Als Dörfels Verhör zu Ende war, fragte ihn der Richter mit theilnehmender Stimme:

„Wollt Ihr nicht Euren Sohn sehen, Dörfel?“

Eine dunkle Röthe schoß über das Antlitz des alten Mannes, ein Zittern ging über seine Glieder, daß er die Hand ausstrecken mußte, um sich an dem Gerichtstische anzuklammern.

„Ich bitte ihn zu rufen!“ sagte er endlich kaum vernehmlichen Tones.

Eine Minute — Mathias stand seinem Vater gegenüber.

Der alte Mann schloß in dem ersten Augenblicke sein Auge, und als er es aufschlug und dem demüthig bittenden Blicke seines Sohnes begegnete, da stöhnte seine Brust auf in krampfhaftem Schluchzen, er öffnete seine Arme, er umschloß seinen Sohn und drückte ihn mit wilder Leidenschaft an seine Brust, indem er rief:

„Er ist unschuldig — mein Sohn hat sich nur angeklagt, um seinen Vater zu retten — glaubt seinen Worten nicht!“

„Mein Vater!“ rief Mathias mit flehendem Blicke und Tone.

„Nein, nein!“ schrie der alte Dörfel, „Gott würde mir keinen ruhigen Augenblick mehr geben, wenn ich dieses Opfer Deiner kindlichen Liebe annähme, Dein junges, unschuldiges Leben zerstörte! Hören Sie es, Herr Richter, dieser junge Mensch ist unschuldig — ich allein bin der Verbrecher!“

Seine Kraft war erschöpft. Indem er auf den Richter zuschritt, um sich gleichsam ihm als

Gefangenen zu übergeben, brachen seine Knie; e
sank zusammen. Einige unverständliche Worte –
einzelne vergebliche Versuche, sich durch Blicke ode
Winke mitzutheilen – dann wenige schwere Athem
züge — und der alte Mann stand vor einen
höheren Richter, vor dem Ewigen. —

Mathias wurde einstweilen seiner Haft ent
lassen und kehrte betrübten Herzens nach seinen
Dorfe zurück.

Doch kehrte die Freude bald wieder ein in di
Hütte der Armen; Anna trat in die Familie ein
und führte an der Seite des schuldlosen und schuld
losgesprochenen Gatten das glückliche Leben eine
jungen Hausfrau. Mathias und seine Mutte
aber konnten bisweilen nur mühsam ihre Thräne
zurückhalten, wenn sie dessen gedachten, den sie s
sehr geliebt hatten und dessen Tod sie gleichwoh
nicht betrauern mochten.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

22/III 04 III B 33

Mex

Die letzte Galleone (p. 69 - Eskimo)

Der Schwarzseher
p. 158, 159 Mexico/U.S.A.
163 secession of South, Vera Cruz